

Verlag und Schriftleitung: Amsterdam-O, N.Z. Voorburgwal 225. Tel. 3 82 32, 3 82 33, 3 82 34, 3 82 35, 3 82 36, 3 82 37, 3 82 38. Zweigstellen: Amsterdam, Kalverstraat 28, Telefon 3 82 32; Den Haag, Bezuidenhout 5 a, Telefon 12 26 19; Haager Schriftleitung: Telefon 77 19 83, 77 19 84; Rotterdam, Schiedamschesingel 46 b, Telefon 2 13 47 (Sammelnummer); Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Charlottenstr. 82, Telefon 17 33 25 (17 46 01)

DEUTSCHE ZEITUNG

in den Niederlanden

Nummer 125

Amsterdam, Freitag, 8. Oktober 1943

Einzelpreis 9 Cent, in Grossdeutschland 20 Rpt. Erscheint täglich. Bezugspreis für die Niederlande fl. 4.20 im Quartal, in Grossdeutschland RM. 9.00 plus Postzustellgebühren. Anzeigenpreis: 60 Cent pro mm, im Reklameteil 3.76 Gulden. z.Z. ist Anzeigenpreisliste Nr. 4 gültig. Postgiro 389 138, Bankkonten: Rijnsche Handelsbank N.V., Vijgendam 8-10; Handelstrust West N.V., Kellersgr. 569-571. Postfach 1000, Gemeente-Giro D 6000. Postscheckkonto: Essen Nr. 52 239

* Jahrgang 4

Niederländische Reflexionen

DZ Den Haag, 8. Oktober.

ALS kürzlich in einer Diskussion über die Kriegsaussichten einige waghalsige Schlüsse gezogen wurden, die offenbar davon ausgehen, dass das „amerikanische Jahrhundert“ eine nicht mehr zu bestreitende Tatsache und seine Auswirkung auf Europa ebensowenig zu verhindern sei, äusserte einer, der bis dahin schweigend zugehört hatte, sehr trocken: „Rotterdam liegt im Mündungsgebiet des Rheins und nicht am Mississippi.“ Der Eindruck dieser leicht hingeworfenen, aber anscheinend wohlüberlegten Bemerkung war schwer zu beschreiben. „Shoking“, würde in einer solchen Situation ein Engländer sagen und ein Franzose „Tableau“. Der Niederländer aber, der diese kleine Bombe in dem Kreise seiner diskutierenden Landsleute fallen liess, wandte sich abschliessend ab. „Hopeloo“, war sein letztes Wort...

Es ist in der Tat erstaunlich, welche nebenhaften Vorstellungen sich manche Kreise hierzulande, denen man kraft ihrer gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Stellung ein gesundes Urteil über weltpolitische Dinge zutrauen müsste, von diesem sogenannten amerikanischen Jahrhundert machen. Was drüben in den Vereinigten Staaten eine mehr oder weniger literarische Angelegenheit ist, ein Modewort kosmopolitischer Schwärmer, die in visionärer Verkennung ein „Reich Gottes“ amerikanischer Prägung ersehen, wird in den Niederlanden vielfach als ein Zukunftsgebilde angesehen, hinter dem der realpolitische Wille des Weissen Hauses steht. Man sieht in Franklin Delano Roosevelt den Mann, den die Vorsehung erkoren hat, um die Welt zu befrieden, und in dem Goldhort der United States die Mittel, um alle Märkte der Welt wieder in Schwung zu bringen.

Es liess sich zur Not darüber streiten, ob nicht Wilson, als er im Januar 1918 erstmalig seine 14 Punkte verkündete, persönlich von der guten Absicht geleitet gewesen sei, tatsächlich die Rolle eines anständigen Mittlers zu spielen. Er stiess jedoch bei den Verhandlungen in Versailles auf eine derartige britische Ignoranz, dass er zum Schluss nur noch einen klägelnden Versuch im Sinne einer echten Freiheit der Meere unternahm, der von den Briten jedoch mit einer Handbewegung abgetan wurde. Die wahren Hintergründe des Eintrittes der Vereinigten Staaten in den ersten Weltkrieg sind inzwischen hinlänglich bekannt. Auch in den Niederlanden, wo englische und amerikanische Literatur stets gute Aufnahme fand, dürfte das Buch des amerikanischen Historikers Charles Callan Tansill „Amerika geht in den Krieg“ nicht übersehen worden sein, worin u.a. eine Aeusserung Thomas W. Lamonts, eines führenden Teilhabers des Hauses John Pierpont Morgan, zitiert wird, der im Jahre 1920 erklärte: „Unsere Firma war niemals einen Augenblick neutral. Wir wussten gar nicht, wie wir es hätten sein können. Von Anfang an taten wir alles, was in unsere Kräfte stand, um die Sache der Alliierten zu unterstützen.“ Schliesslich dürfte auch hierzulande begriffen werden, dass die „Unterstützung“ eines Bankhauses, erst recht eines von der Grösse Morgans, etwas kostet...

Franklin Delano Roosevelt ist aus einem anderen Holz geschnitten als Woodrow Wilson. Was dem amerikanischen Finanzkapital 1919 nicht gelang, nämlich die Herrschaft des britischen Empire an sich zu reißen, dieses Ziel hat der kühle Rechner, der seinen „New Deal“ scheitern sah, mit sturen Hartnäckigkeit des politischen Günstlings desto intensiver verfolgt. Für ihn sollte dieser Krieg die Wirklichkeit dessen bringen, was 1919 aus mangelnder Stosskraft der USA-Diplomatie nicht erreicht worden war: die Welt als Absatzgebiet der USA. Wieweit diese Pläne inzwischen fortgeschritten sind, lehrt ein Blick auf die gegenwärtige politische Situation, die als stärkstes Charakteristikum die Ohnmacht Englands und seine völlige Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten aufweist. Das wird auch in den Niederlanden nicht bestritten. Wenn es aber solchermassen klar ist, dass die USA den Briten nicht aus ideellen Gründen ihre Golddollars, ihre Schiffe und ihre Soldaten leihen, wenn es selbst den Doughboys nicht im Traume einfällt, sich für Englands Krone und Weltgeltung zu schlagen, wie wenig kann man dann annehmen, dass sie sich in allen in das Feuer deutscher Maschinenwahrheit stürmen, damit sich in den Niederlanden bald wieder die Windmühlen „wie früher“ drehen!

Der Reichskommissar hat es in seiner Groninger Rede sehr deutlich ausgesprochen: „Unser Verhältnis zum Amerikanismus ist klar gestellt aus den Erfahrungen des Jahres 1919. Was man uns jetzt von dort bringen will, ist in der Tat genau dasselbe, nur noch verschärft, was wir 1919 erlebt haben. Es ist der Einbruch einer masslos ausbeutenden Clique von Geschäftemachern, von Menschen, die nichts anderes vorhaben, als das Kulturleben, das Sittenleben und die Moral eines Volkes wirklich und restlos zu zerstören. Es ist der Einbruch des sadistischen Judentums, das nichts anderes will, als die germanischen Völker in ihrer Wurzel restlos zu zerstören. Das ist im Ergebnis der Bolschewismus aus zweiter Hand.“

Rotterdam liegt an der Mündung des Rheins, nicht am Mississippi. Wir greifen dieses Wort nochmals auf, denn es bedeutet, dass man nicht den Blick für die Tatsachen verlieren soll. Und die Tatsachen sind solche, wie sie ebenfalls der Reichskommissar in Groningen geschildert hat, als er sich mit den merkwürdigen Kombinationen auseinandersetzte, mit denen gewisse Leute in den Niederlanden hinsichtlich einer scheinbar gegenseitigen Vernichtung des Nationalsozialismus und des Bolschewismus hausieren gehen. Hierzu stellte der Reichskommissar fest, dass Engländer und Amerikaner mit dem Bolschewismus auf Leben und Tod verstrickt sind, so dass sie gar nicht anders können, als Europa preiszugeben. Die Gültigkeit dieser Worte wird jedem klar, der einzusehen gelernt hat, dass die USA diesen Krieg nicht Europas, seiner Wirtschaft, seiner Kultur und seiner anderen Werte wegen führen. Nur der Ablösung der britischen Weltmacht, mit der zusätzlichen Ausdehnung der finanzkapitalistischen Interessen der USA auf Afrika, den Nahen Osten, überhaupt auf alle europäischen Einflussgebiete dürfte der Dollarimperialismus voll auf seine Kosten kommen. Naiv also zu glauben, die Yankees seien geneigt, im Kampf gegen den Bolschewismus zu Hunderttausenden auf europäischen Schlachtfeldern zu verbluten. So weit geht ihr Interesse für Europa nicht, im höchsten Falle nur bis zur Zerstörung des europäischen Kraftkernes, der ihren Weltmarktplänen im Wege steht.

Denn darüber besteht kein Zweifel: In den Bankhäusern der Wallstreet wird sehr scharf gerechnet. Wer dort ein Konto führt, kennt nur eine, die eiskalte Kalkulation. Der Hauptschuldner ist England, und England muss die Beitragsleistungen an die USA bezahlen. Einmal haben die Amerikaner vergesslich ihre Wechsel vorgezeigt,

Neue Belege für Roosevelts Kriegsschuld

Dokumente über die amerikanische Politik vor dem Kriegseintritt - Drohungen gegen Vichy vor und nach dem Waffenstillstand - Die Washingtoner Auffassung von Neutralität

Telegramm unseres Korrespondenten

DZ Berlin, 8. Oktober.

Das „Wallstreet Journal“ hat sich zu der Erkenntnis durchgerungen, dass dem amerikanischen Volk viele grimmige Lügen über Ursachen und Ziele des Roosevelt-Krieges erzählt worden seien. Wie eine Bestätigung stellen sich am gleichen Tage die Dokumente ein, die vom Ausserministerium in Washington über die Beziehungen der USA zu Vichy veröffentlicht wurden. Die Dokumentenserie beginnt mit den letzten Tagen vor der Unterzeichnung des Waffenstillstandes und endet mit amerikanischen Versicherungen, nie die inzwischen gewaltsam in Besitz genommenen Westindischen Inseln Frankreichs antasten zu wollen. Kaum eine Aktenveröffentlichung ist also geeignet wie diese, Roosevelts Kriegsschuld nachzuweisen.

Als Frankreich im Juni 1940 zusammenbrach, waren die USA angeblich noch völlig neutral. Nicht einmal das Pacht- und Leihgesetz war in Kraft getreten oder auch nur vorgeschlagen. Jede Lieferung von Kriegsmaterial nach England liess sich die amerikanischen Rüstungsfabriken mit Gold und Valuten bezahlen. In der Theorie bestand sogar für Deutschland noch das Recht, Waffen in USA zu kaufen. Roosevelt hütete sich, offiziell auch nur den geringsten Eifer zur Rettung Frankreichs zu bezeugen. Dass dennoch insgeheim von den Dollar-Diplomaten gehetzt sowie in Vichy intrigiert wurde, hat sich inzwischen aus mancherlei Zeugnissen und Dokumenten nachweisen lassen. Mit Gewissheit ist es nunmehr aus den neuen diplomatischen Akten Washingtons zu entnehmen.

Kurz vor Abschluss des Waffenstillstandes empfing USA-Botschafter Biddle, damals schon auf der Flucht befindlich, in Bordeaux ein Telegramm seines Ausserministers, er habe unverzüglich darauf hinzuwirken, dass unter keinen Umständen die französische Flotte an

die Deutschen ausgeliefert werde. Wenn dies doch geschehe, würden die USA nie mehr die Wiederherstellung des französischen Imperiums gestatten. Das war das Stichwort, nach dem Biddle in Bordeaux und später Leahy in Vichy arbeiteten.

Aber was hatte Roosevelt im Grunde zu erlauben oder zu verbieten? Stand er nicht als neutrale Macht ausserhalb der Kriegführung sowie aller Waffenstillstands- und Friedenspläne? Nicht von ihm, sondern von Deutschland und schliesslich vom Ausgang des deutsch-englischen Krieges würde es abhängen, ob und inwieweit jemals das französische Kolonialreich wieder erstehen würde.

Die Selbstverständlichkeit, mit der sich Washington einmischte, verriet indessen, wie sehr sich Roosevelt für den Krieg verantwortlich fühlte und wie er von Anfang an aus dem Halbdunkel des Kriegsverlaufs zu lenken trachtete. Ende Oktober des gleichen Jahres wurde dem damaligen französischen Botschafter Helmer-Heyne erneut ein Memorandum überreicht, in dem Roosevelt nochmals vor der Auslieferung der französischen Flotte warnte. Die französische Flotte, hatte sich damals dagegen zur Wehr gesetzt, von englischer Kriegsschiffen überfallen und zusammengeschossen zu werden. In Washington fürchtete man nun eine Verschärfung der antibrutischen Gefühle vieler Franzosen und suchte beizeiten Vichy einen Dämpfer aufzusetzen. Die Drohungen wurden wiederholt: Keine Überlassung von Kriegsschiffen an die Deutschen, keine Erleichterung der deutschen Kriegführung gegen England — oder das französische Kolonialreich ist für immer verloren.

In Washington glaubt man, Laval oder Pétain durch die neuen Veröffentlichungen blossstellen zu können, aber Mr. Hull übersieht, dass er nebenbei einen entscheidenden Denkfehler gemacht hat, als er, ungewollt zwar, die Beweisstücke für die ununterbrochene amerikanische Einmischungspolitik vorlegte. Und nicht nur das. Die Drohungen, die doch immerhin in

Vichy für vollwertig genommen wurden, setzen voraus, dass damals schon unter den anglo-amerikanischen Mächten die Führungsrolle der USA einwandfrei feststand. Wie hätte sonst der amerikanische Ausserminister durch Botschafter Leahy dem Marschall Pétain erklären können, das französische Kolonialreich werde nicht wiedererstehen, wenn Vichy die amerikanischen Weisungen nicht befolge. „Die USA könnten dann, wenn die Zeit gekommen ist, wo sie ihren Einfluss ausüben können, nichts unternehmen, um sicherzustellen, dass Frankreich seine überseeischen Besitzungen behält“, liess der USA-Präsident kategorisch wissen. Für Roosevelt, aber auch für die Westmächte stand damals schon fest, dass Amerika nur auf eine Gelegenheit warte, finanziell und militärisch die Kriegführung an sich zu reißen. Und für Vichy war der Anspruch Washingtons, eines Tages über Krieg und Frieden bestimmen zu wollen, keine Überraschung.

In der Naivität, in der in den neuen amerikanischen Dokumenten nicht nur unbeabsichtigt, sondern vermutlich ganz wider Willen die Rooseveltischen Treibereien eingestanden werden, verrät sich am besten die Kriegsschuld. Mr. Hull hat seinem Herrn mit dieser Aktenpublikation schwerlich einen guten Dienst erwiesen.

Der USA-Imperialismus

DZ Washington, 8. Oktober.

In einer Geheimstimmung berichteten, die von einer 65 000 km langen Weltreise über die Kriegsschauplätze zurückgekehrten USA-Senatoren am Donnerstag ihren Kollegen über ihre Eindrücke. Es heisst in unterrichteten Kreisen, dass die Senatoren, vor allem Senator Chandler, sich dafür ausgesprochen haben, einige der zur Zeit von den Vereinigten Staaten besetzten Basen zum ständigen amerikanischen Besitz zu machen. Die Sitzung wird am Freitag fortgesetzt.

Es fehlen 85 000 Kohlenarbeiter

DZ Stockholm, 8. Oktober.

Die Rückkehr sämtlicher im Dienst des Heeres und in der zivilen Verteidigung stehenden Kohlenarbeiter an ihre Arbeitsplätze wurde von den britischen Kohlenarbeitern in einer Entschliessung gefordert, die an den Minister für Kohlen- und Treibstoffversorgung gerichtet war. 85 000 Kohlenarbeiter fehlen, ohne die die Forderung nicht aufrechterhalten werden kann. Gleichzeitig wurde von der Regierung eine Garantie für die Fortzahlung der Löhne und die Einrichtung von Wohn- und Sicherheitsmassnahmen verlangt. In der britischen Kohlenindustrie herrscht grosse Unordnung. Nur der Übergang der Kohlenindustrie aus dem Besitz von Privaten in die Hand der Regierung werde diese Unordnung beseitigen können.

Heute stärker als vor drei Monaten

Deutsche Abwehrkraft bedeutend gewachsen — Seit Beginn des Ostfeldzuges verloren die Sowjets über 70 000 Panzer und 52 000 Flugzeuge

DZa Berlin, 8. Oktober.

Die Sowjets haben mit der Zeitdauer ihrer grossen Offensive, nimmend die Vierteljahresgrenze überschritten. Am 5. Juli begannen sie mit ihren Durchbruchversuchen, am 5. Oktober jedoch stehen sie vor der Erkenntnis, dass letztes Endes doch alles nahezu umsonst gewesen ist. Nicht nur, dass der Plan, die deutsche Front aufzureissen, misslungen ist, auch die Schaffung neuer deutscher Reservisten, wie sie durch die deutsche Taktik ermöglicht wurde, konnte durch die sowjetische Führung nicht verhindert werden. Die deutsche Abwehr ist heute stärker und konzentrierter als vor drei Monaten, andererseits steht dieser verstärkten deutschen Abwehr eine erheblich geschwächte sowjetische Angriffskraft gegenüber. Das beiderseitige Kräfteverhältnis hat durch die gescheiterte sowjetische Grossoffensive und die logische Durchführung des deut-

lichen Abwehrplanes eine Umwandlung erfahren, deren Herbeiführung von Anfang an in der Absicht der deutschen Führung lag. Dass die Durchführung dieses deutschen Defensivplanes von der sowjetischen Führung trotz grösster Opfer nicht verhindert werden konnte, ist der eigentliche Grund für die ursprünglich wohl kaum beabsichtigte lange Dauer der Sowjetoffensive, die nach drei Monaten schwersten Verluste noch vor wesentlich grösseren Schwierigkeiten steht als Anfang Juli. Die Aufhebung der ungeheuren Verluste, welche die neue Aufstellung ganzer Armeen bedingt, stellt die sowjetische Führung vor die gleichen Schwierigkeiten wie die laufende Heranführung des Nachschubes über weite unwegsame Strecken.

Die Verluste der Bolschewisten an Soldaten in den letzten drei Monaten müssen als ungewöhnlich hoch bezeichnet werden. Seit dem Juli dieses Jahres verlor die Sowjetarmee allein zwei Millionen Mann, davon annähernd die Hälfte an Toten und über 120 000 an Gefangenen. Auch die hohen sowjetischen Waffen- und Materialverluste sind ein Zeichen für die Härte der Kämpfe. Besonders schwer waren die Ausfälle an Panzern, die sich seit Juli dieses Jahres um über 20 000 erhöhten. Damit beträgt die Zahl der seit Beginn des Ostfeldzuges abgeschossenen sowjetischen Panzer nunmehr über 70 000. An Geschützen büssen die Sowjets Verluste 7000 ein, so dass sich ihr Gesamtverlust jetzt auf 75 000 Geschütze beläuft. Die Waffen des Heeres und der Luftwaffe brachten in den letzten drei Monaten weitere 7500 Flugzeuge zum Absturz. Die Zahl der sowjetischen Flugzeugverluste erhöht sich damit auf 52 000.

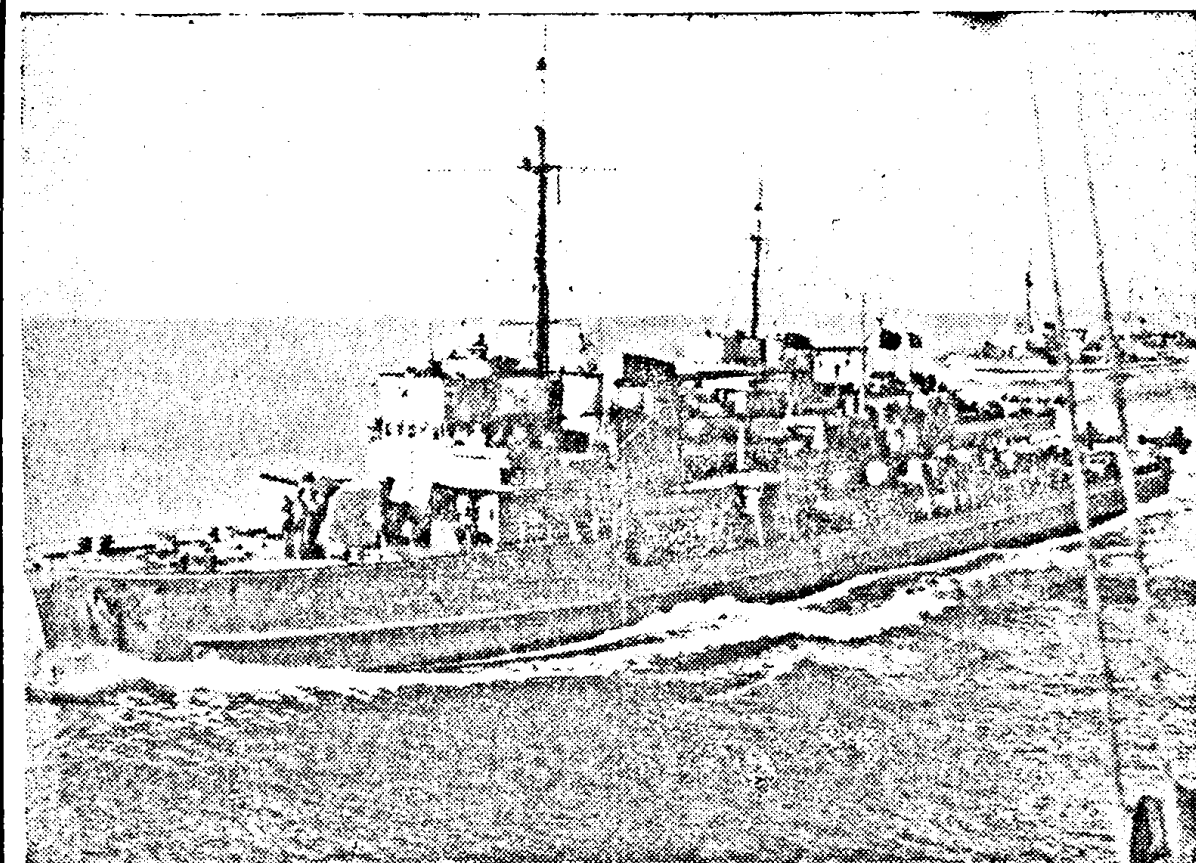
Volltreffer mittschiffs

Schwere Verluste beim Untergang des Schlachtschiffes „Roma“

Genf, 8. Oktober.

Nach einem Bericht des „Daily Herald“ erfährt man durch die wenigen Überlebenden der „Roma“, jenes Schlachtschiffes der Bado-glio-Verräter das auf dem Wege nach Malta zwischen Korsika und Sardinien von deutschen Sturzkampffliegern angegriffen wurde das 1400 Mann gefallen und 500 durch Brandwunden schwer verletzt worden seien. Die deutschen Flieger hätten einen Volltreffer auf dem Schornstein erzielt. Das neue Schlachtschiff sei daraufhin selbst wie eine Bombe explodiert und auseinandergefliegen.

Gegen den unsichtbaren Feind



Ein Verband deutscher Minensuchboote ist zum Kampf gegen den unsichtbaren Feind, der Mine, aus einem Stützpunkt ausgelaufen. Die Boote gehen in Dwarlinie und nehmen Suchinformation an

Die türkische These

Istanbul, Anfang Oktober.

SOWOHL die türkische Regierung als auch die türkische Öffentlichkeit in allen ihren Teilen haben seit jeher die nicht immer freundlichen Ausserungen aus der Sowjetunion gegenüber der Türkei mit grösster Rückhaltung aufgenommen. Wir haben oft auf die Divergenz zwischen dieser äusseren Zurückhaltung und der wirklichen Volksmeinung hingewiesen, die sich bei vielen Gelegenheiten offenbart. Der Türke in seiner, wie bei allen östlichen Völkern, sehr geschichtsbewussten Auffassung der aussenpolitischen Probleme hat immer ein sehr genaues Gefühl für die Aufnahme imperialistischer Tendenzen in Moskau gehabt. Er hat sofort verstanden, was damit bezweckt wurde, wenn „bekannte U-Boote“ im Schwarzen Meer türkische Schiffe torpedierten, oder wenn Gerüchte von angeblich geplanten sowjetischen Flottenunternehmungen verbreitet wurden. Niemand in der Türkei hat daran gezweifelt, dass der verbrecherische Anschlag auf den deutschen Botschafter von Papen in Ankara seinerzeit in erster Linie den Zweck haben sollte, die Reichweite des bolschewistischen Terrors bis mitten in die Türkei hinein zu beweisen. Unvergessen sind die sachlich ganz sinnlosen Anwürfe der sowjetischen Presse und des Moskauer Rundfunks gegen die türkische Gerichtsbarkeit anlässlich der Verhandlung gegen die bolschewistischen Attentäter. Die türkische Presse hat sich in allen diesen Fällen darauf beschränkt, unmittelbare Angriffe auf türkische Staatseinrichtungen zurückzuweisen, alle politischen Diskussionen mit den Sowjets jedoch vermieden.

Nun gehört es allerdings zu dem terroristischen Charakter der bolschewistischen politischen Unternehmungen, dass sie keine Diskussion im eigentlichen Sinne zulassen, sondern mit der Überheblichkeit der imperial-

istischen Vormacht ihren eigenen Standpunkt zur unanfechtbaren Grundlage jedes Gesprächs machen wollen. Dieser arrogante Anspruch trifft in der Türkei auf denkbar ungünstige Voraussetzungen. Schliesslich hat auch die neue nationalstaatliche Türkei Atatürks bewusst das Erbe der grossen türkischen Geschichte aufgenommen. Jeder Türke sieht heute und in aller Zukunft das Recht, sich als Angehöriger einer grossen, an der Weltgeschichte beteiligten Nation zu fühlen. Der Standpunkt des „kleinen Volkes“, das man im Herrontum ansprechen kann, ist in der Türkei tatsächlich unbekannt und kann in die Berechnungen imperialistischer Politiker nur zu ihrem eigenen Schaden als Faktor eingestellt werden. Um so beachtenswerter ist es, wenn in diesen Tagen die türkische Presse — wie es heisst, auf ausdrücklichen Wunsch höchster Stellen der Staatsführung — einen der neuerdings berüchtigten Aufsätze der offiziellen Moskauer Zeitschrift „Krieg und Arbeiterklasse“ zum Anlass einer grundsätzlichen Stellungnahme genommen hat. Diese Stellungnahme ist rein defensiv, und es wäre falsch, in der türkischen Erwiderung auf eine wirklich grobe Verletzung durch das offiziöse Moskauer Organ etwa den Ausfluss weittragender politischer Entschlüsse zu sehen. Die Türkei hat keinen Anlass, an ihren Beziehungen zur Sowjet-Union etwas zu ändern. Sie ist zwar, das zeigt diese seit 20 Jahren in derartiger Schärfe zum ersten Mal aufgenommene Verteidigung, unbedingt entschlossen, jeden sowjetischen Änderungsversuch zurückzuweisen.

Der Abgeordnete Nedschmeddin Sadak, dessen aussenpolitischen Aufsätze in der Istanbul-Zeitung „Akscham“ immer einen gewissen offiziellen Charakter gehabt haben, hat zu dem Moskauer Vorstoss Stellung genommen. Der Artikel Sadaks ist vom „Ulus“ wörtlich übernommen worden und hat in der gesamten türkischen Presse aller Richtungen Leitartikel der gleichen Tendenz ausgelöst. Die türkische These, die dem Moskauer Angriff auf die angeblich den Deutschen dienende türkische Neutralität entgegengestellt wird, ist das erneuerte Bekenntnis zu dieser Neutralität, zu der die Türkei sich entschlossen habe, weil sie ihren eigenen Interessen entspreche. Darüber hinaus werden die Moskauer Argumente im einzelnen aufgenommen und ihnen der türkische Standpunkt mit einer Eindeutigkeit und unwiderleglichen Klarheit entgegengestellt, die auch für den Fall, dass hinter der sowjetischen Aeusserung weitergehende politische Absichten stehen sollten, den Rechtsstandpunkt der Türkei einwandfrei belegt.

Moskau macht der türkischen Politik in den ersten beiden Kriegsjahren den Vorwurf, dass sie erst allmählich in die Neutralität hineingeglitten sei, obwohl der Bündnisvertrag mit England und Frankreich ihr zunächst eine vorläufige Nichtteilnahme am Krieg ermöglichte. Schliesslich habe die Türkei vier Tage vor Beginn des Ostkrieges einen Freundschafts- und Nichtangriffsvertrag mit Deutschland unterzeichnet, der ein wichtiges Glied in den Vorbereitungen des deutschen Angriffs gegen die Sowjet-Union gebildet habe. Die türkische Neutralitätspolitik, so folgert die Moskauer Zeitschrift, komme daher einseitig Deutschland zugute und habe sogar Deutschland zu seinem Angriff gegen die Sowjet-Union ermächtigt. Der Moskauer Artikel schliesst mit den sehr bemerkenswerten Sätzen: „Wenn Ankara diese Neutralität, die Deutschland zugute kommt, aufgäbe, würde die unvermeidliche deutsche Katastrophe dadurch beschleunigt werden. Die sowjetische Öffentlichkeit verfolgt mit grosser Aufmerksamkeit die gegenwärtige Aussenpolitik der Türkei und die einzelnen politischen Vorgänge, um ihre Beziehungen zu dieser Politik festzustellen.“

Der türkische Abgeordnete Sadak stellt gegenüber diesem schardon Angriff des Moskauer Blattes zunächst einmal fest, dass die Türkei alles Recht habe, sich gerade gegenüber der Sowjet-Union mit aller Offenheit auszusprechen. Dieses Recht gäben ihr einmal die seit zwanzig Jahren bestehenden freundschaftlichen Beziehungen der beiden Länder, die sich als erste gegenseitig anerkannt und zu einer freundschaftlichen Politik verständigt hätten. Ausserdem könne die Türkei deshalb ganz offen sprechen, weil ihre Neutralität ohne Hintergedanken und ohne Falsch sei. Sie habe nach keiner Seite hin etwas zu verbergen. Sadak geht dann zu einer Kritik der einzelnen Moskauer Behauptungen über, die für die bolschewistischen Politiker sehr peinlich sein kann. Er stellt fest, dass die starke Neutralität der Türkei gerade auch dem deutschen Deutschlands Dienste geleistet habe. Diese Neutralität habe es den Alliierten ermöglicht, sich in Ägypten, im Irak und in Syrien zu halten. Die Sowjet-Union habe es diesen türkischen Neutralität zu verdanken, dass es den Kaukasus verteidigen und den Zugang zum Schwarzen Meere behalten konnte, und dass Iran als Weg für die alliierte Zufuhr erhalten blieb. „Wenn die Türkei nicht neutral geblieben wäre“, so stellt Sadak fest, „hätte der Krieg

Nachtangriff auf London und Norwich

Lebhafte örtliche Kampfätigkeit an der gesamten Ostfront

Aus dem Führerhauptquartier, 8. Oktober.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Von der gesamten Ostfront wird lebhaft örtliche Kampfätigkeit gemeldet, die in einigen Abschnitten zu grösserer Stärke anschwellt. Im Kampfraum südlich Weikije Luki wurde auch gestern erbittert gekämpft. Die Sowjets versuchten mit Schlachtfiegerunterstützung einen am Vortag erzielten örtlichen Einbruch zu erweitern. Deutsche Gegenmassnahmen sind eingeleitet. Starke Kampf- und Nahkampf-Fliegerverbände der deutschen Luftwaffe griffen den ganzen Tag über wirksam in die schweren Abwehrkämpfe ein.

Die 7. Panzerdivision unter dem Kommando des Generalmajors von Manteuffel hat sich in den Kämpfen an mittleren Dnjepr in schneidigen Angriffen und zähem Aushalten ruhmvoll bewährt.

In Süditalien wurden im Voltorno-Abschnitt mehrere feindliche Panzerangriffe abgewiesen. Im südlichen Apennin nahmen die Kämpfe an Heftigkeit zu. Nach erbittertem Ringen wurden die Versuche starker britischer Kräfte, bei Termoli den linken Flügel unserer Front einzudringen und zu umfassen, vereitelt.

Im östlichen Mittelmeer erzielten deutsche Sturzkampfflugzeuge Bombentreffer auf zwei feindliche Kreuzer und bombardierten nachhaltig Artilleriestellungen eines feindlichen Inselstützpunktes.

Britische Fliegerkräfte warfen in der vergangenen Nacht Bomben auf Orte im Gebiete der Deutschen Bucht und führten unter Ver-

letzung schweizerischen Hoheitsgebiets Terrorangriffe gegen Orte im südwestdeutschen Raum. Vor allem in Stuttgart entstanden grössere Schäden. Neun feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen.

Deutsche Kampfflugzeuge griffen in der Nacht zum 8. Oktober London und Norwich an und verursachten in beiden Städten ausgedehnte Brände.

Stärkster Angriff seit Jahresfrist

DZ Stockholm, 8. Oktober.

In der Nacht zum Freitag griffen erneut deutsche Luftstreitkräfte im Gebiet von Gross-London an, wie aus London gemeldet wird. Im Laufe der Nacht liefen auch bereits die ersten neutralen Berichte ein, die von einem grösseren Angriff sprechen. „United Press“ meldet unter Berufung auf unterrichtete englische Stellen, es handle sich um den kräftigsten Angriff seit über Jahresfrist. Die englische Flak habe ein heftiges Sperrfeuer eröffnet.

Dem englischen Nachrichtendienst zufolge trafen die deutschen Bomber über London ein, als eben der Überflug englischer Bomberverbände beendet war, die zu neuen Terroraktionen gegen das Festland geschickt wurden. Alarm wurde bereits angeordnet, als sich noch englische Flugzeuge im Londoner Bereich befanden. Es gab offensichtlich einiges Durcheinander. Scheinwerferbündel griffen plötzlich nach den eigenen Bombern. Dann trafen die ersten Angreifer ein. Die grösstenteils von Heimwehr bemante Flak gab ein wütendes Sperrfeuer. Ein grosser Teil der deutschen Bomber flog das Themsetal hinauf. Ausserdem gaben zahlreiche andere Plätze in Süd- und Ostengland Alarm.

Jeder Neutralität zum Hohn

Neue Unverschämtheiten der schwedischen Hetzpresse

Stockholm, 8. Oktober.

Die schwedische Presse treibt ihre unverschämte Hetze gegen Deutschland weiter und überschlüsselt sich in Anpöbelungen und Verleumdungen, die nicht unwiderprochen bleiben dürfen. So beschäftigten sich dieser Tage das sozialdemokratische Gewerkschaftsblatt „Arbetsnärningen“ und die hinreichend berühmte „Göteborgs Handels- und Schifffahrtszeitung“ mit der Schuldfrage des deutschen Volkes. Die Blätter legen dabei eine Sprache an den Tag, die in nichts von der jüdischen Hetzpresse in England und den USA abweicht.

„Arbetsnärningen“ zieht sogar die Ehre des deutschen Soldaten in den Schmutz, in dem es von „Robotern“, die auf Befehl Gefangene misshandeln, morden und brennen, spricht. „Göteborgs Handels- und Schifffahrtszeitung“ will ebenfalls bei Behandlung der Deutschen nach dem Kriege keinen Unterschied zwischen dem Volk und Adolf Hitler gemacht wissen, denn alle Deutschen seien von dem militärisch-preussisch-nationalistischen Geist besezt. Zum Beweise dafür führt das Blatt an, dass Hindenburg nach dem Krieg von der Mehrheit des deutschen Volkes zum Präsidenten gewählt worden sei und dass sich auch die im Ausland lebenden Deutschen ohne Zwangsangewandung zum Nationalsozialismus bekehren liessen. Man muss sich vor Augen halten, dass diese

ungeheuerlichen Ausfälle gegen Deutschland von Blättern gemacht werden, die in einem neutralen Staat erscheinen. Keine schwedische Regierung verbietet diesen Hetzblättern die unverschämte Sprache, die allen Gezeiten der Neutralität Hohn spricht. Ungeheuer darf seit Wochen jede Zeitung in Schweden ihre Verleumdungen und Verunglimpfungen beliebig über Deutschland ausschütten. Man scheint sich an zuständiger Stelle in Stockholm nicht darüber klar zu sein, dass die schwedische Hetzpresse ein gefährliches Spiel treibt.

Darauf hat auch dieser Tage eine Entschliessung der Ortsgruppe Stockholm der schwedischen Sozialistischen Partei hingewiesen, in der es u.a. heisst: „Starke Kräfte innerhalb und ausserhalb unseres Landes arbeiten fieberhaft daran, Schweden in den Krieg zu treiben. Nichts anderes tut jene schwedische Hetzpresse, die in das gleiche Horn stösst wie die anglo-amerikanischen Hetzzeitungen.“

Nach der Auffassung der Stockholmer Ortsgruppe der schwedischen Sozialisten muss das Judentum als eine kriegführende Partei betrachtet werden. Leider steht diese Erkenntnis sehr vereinzelt da in Schweden, wofür die skrupellose Lügenagitation und Brunnenvergiftung einer gewissen schwedischen Presse der stärkste Beweis sind.

KARL BRANDTS

weder für die Alliierten noch für die Sowjets einen derartigen Verlauf genommen. Die abwegigsten Vorstellungen, der ausgesprochenste schlechte Wille reichen nicht aus, um angesichts der Ereignisse dieser vier Jahre behaupten zu können, dass die türkische Neutralität Deutschland genutzt habe. Sadak stellt mit aller Schärfe fest, dass die Türkei ihre Neutralitätspolitik nicht als ein Instrument anwende, das einmal dem einen, ein anderes Mal dem anderen Gegner zugute kommt.

Zu dem Moskauer Angriff auf die türkische Vertragspolitik zwischen 1939 und 1941 stellt Sadak fest, dass nicht die Türkei in den beiden ersten Kriegsjahren ihre Stellung gewechselt habe, sondern die Sowjet-Union. Wenn die Türkei, so schreibt Sadak nicht ohne Sarkasmus, im Jahre 1939 aus ihrem Vertrag mit England und Frankreich die Folgerung gezogen hätte, gegen Deutschland in den Krieg einzutreten, dann hätte sich das in erster Linie gegen die Sowjet-Union gerichtet, die damals mit Deutschland durch einen Vertrag verbunden war. Der türkische Abgeordnete erinnert daran, dass der jetzige Ministerpräsident Sarachoglu im Herbst 1939 wochenlang in Moskau gesessen habe, um einen gegenseitigen Hilfspakt abzuschließen. Er sei mit leeren Händen nach Ankara zurückgekehrt. Die Neutralitätspolitik der Türkei, so stellt Sadak noch einmal fest, enthalte heute so wenig einen inneren Widerspruch wie zu der Zeit, als sie mit der sowjetischen Politik konform ging. Die Türkei sei mit England verbunden und mit der Sowjet-Union befreundet, und durch ihre Neutralität habe sie sowohl ihren Freunden wie ihren Verbündeten grosse Dienste geleistet. Der Freundschaftsvertrag mit Deutschland aber habe diese wertvolle Neutralität in der glücklichen Weise verstärkt. Wenn man schon politische Widersprüche suchen wolle, dann müsste man das schon eher anderswo und nicht bei der Türkei tun. Sadak erhebt schliesslich den Vorwurf, dass man nichts weiter beabsichtige, als die Türkei in den Krieg zu treiben. Er warnt vor einer solchen Absicht, denn man könne schwer voraussagen, wem es nützen werde, wenn die Türkei von ihrer Neutralität abginge, und es sei sehr die Frage, wo und in welcher Weise die Türkei in den Krieg einträte und wohin sie ihren Angriff richte.

Aus den übrigen Sätzen der türkischen Presse auf den Moskauer Angriff auf die Neutralitätspolitik der Türkei wollen wir den Artikel Jaltchins herausgreifen, der wohl am wenigsten eines Zugeständnisses an die deutsche Politik verdächtig ist. Jaltchin verweist auf einen Abschnitt des Moskauer Artikels, der sich mit der Frage der Nachkriegsorganisation Europas beschäftigt. Das Moskauer Blatt hat sich in diesem Abschnitt mit grosser Schärfe gegen einige Ausserungen der polnischen Emigranten „Regierung“ in London gewandt, die das alte Projekt der Schaffung eines ostmitteleuropäischen Staatenbundes von der Ostsee bis zur Ägäis aufgreifen haben. Jaltchin ist viel zu sehr zum Verfechter der Pax Britannica geworden, als dass er auch nur die geringste Einschränkung der imperialistischen Pläne dulden könnte. Er gibt daher gern zu, dass diese alten polnischen Pläne abgelehnt werden müssen, kann aber seine Verwunderung nicht verhehlen, dass man in Moskau diese Pläne einer selbständigen osteuropäischen Politik im Gegensatz zu einer so heftigen Polemik mache. Jaltchin sieht sich genötigt, den Verdacht auszusprechen, dass die Sowjet-Union einen besonderen Grund haben müsse, sich mit dem „polnischen Imperialismus“ auseinanderzusetzen. Es ist unverkennbar, dass auch dieser gehässige Deutschenfeind sich gezwungen sieht, den Sowjets den Spiegel ihrer eigenen imperialistischen Tendenzen vorzuhalten. Das Echo, das Moskau selbst bei diesem bewährten Verfechter der englisch-sowjetischen Zusammenarbeit gefunden hat, muss ihm die Einheitlichkeit des türkischen Standpunktes, wenn es um die Sicherheit der Türkei geht, überraschend vor Augen führen. GEORGE STRIETER

Reorganisation der italienischen Verwaltung

Rom, 8. Oktober. Im Zuge der Reorganisation der italienischen Verwaltungsmuster wurde durch eine Regierungsverordnung das italienische Handels- und Valutenministerium aufgelöst und die Errichtung einer Generaldirektion für Handels- und Valutengeschäfte beschlossen. Nach den neuen Verfügungen für das italienische Finanzwesen wurde Vincenzo Laz zum Leiter der italienischen Nationalbank der Arbeit (Banca Nazionale de Lavoro) ernannt. Das italienische Volkskulturministerium hat für die norditalienischen Tagesblätter von Triest, Genua, Brescia, neue Direktoren bestellt. Es handelt sich um Männer, die in ihrer journalistischen Tätigkeit ihre faschistische Überzeugung bewiesen haben.

Der italienische Ministerrat hat das Feierabendwerk (Opera Nazionale Dopolavoro) angewiesen, die Truppenbetreuung auch auf die Kameraden der deutschen Wehrmacht auszuweiten.

Musik der Gegensätze

Erstes Abonnementskonzert in Amsterdam

Amsterdam, 8. Oktober. Wenn das Programm des ersten Abonnementskonzertes als eine Art Kostprobe betrachtet werden darf, haben wir im bevorstehenden Winter musikalische Kunstgenüsse von höchst gegensätzlicher Art zu erwarten. Nach der Erfahrung des gestrigen Abends wird es nötig sein, dass jeder sein Gehör auf robuste Zumutungen vorbereite, auf Klänge, von denen wir hoffen, dass sie schon einige Jahrzehnte an uns vorübergegangen seien und dass sie nie wiederkehren würden.

Die „Sechs sinfonischen Epigramme“, ein Beitrag des jetzt 30jährigen niederländischen Komponisten Willem Pijper zum Concertgebouw-Jubiläum im Jahre 1928, erinnern an die Zeit, da auch in Deutschland die schrilke Atonalität die laute Triumph feierte, und da jeder, der „modern“ sein wollte, die Ohren seiner Mitmenschen mit einem unmöglichen Getöse in Bedrängnis brachte und dann glaubte, von sich sagen zu können, er sei ein Tondichter. Pijpers Epigramme sind noch verhältnismässig zahm; sie muten an wie eine bunte Platte voll winziger, grotesk aufgemachter, ausgefallener Leckerbissen; auf einen düsteren Trauermarsch folgt ein ausgelassenes Scherzando, auf das Tänzen folgt ein ziemlich trockenes Fugato, und schliesslich, sozusagen als musikalische Akrobatik, hören wir ein Schlussstück, das aus den Hauptteilen der vorhergehenden zusammengefügt ist. Jedes Epigramm umfasst innerhalb zwei bis drei Minuten an unserem Ohr vorbei, um eine man sich recht besinnt, was es nun eigentlich war, dringt das nächste schon mit wildem Getöse auf uns ein. Natürlich gab es auch Stellen in diesen Epigrammen, die aufhorchen liessen, aber der Gesamteindruck blieb flach und wenig nachhaltig.

Den sechs Epigrammen Pijpers folgten sechs Bilder einer Suite, die der ungarische Komponist Zoltan Kodaly aus der Musik seiner im Jahre 1928 komponierten Oper „Hary Janos“ zusammengestellt hat. Hary Janos heisst der Held dieser Oper, ein Volkskrieger, der davon träumt, den Kaiser Napoleon zu besiegen und seinen Einzug in Wien zu halten. Durch rauschende, rassende, lachende, schluchzende Klänge versucht der Komponist im Zuhörer

Politik bedingungsloser Forderungen

Die Ansprüche des Kreml in englischer Beleuchtung — Gegensätze zur alliierten Kriegspolitik

Telegramm unseres Korrespondenten

DZ Stockholm, 8. Oktober.

Sollten die Alliierten geglaubt haben, dass ihre bisherige Politik des bedingungslosen Nachgebens gegenüber den Sowjetforderungen — mit Ausnahme der zweiten Front — zum mindesten zeitweilig dem hungrigen Sowjetbären das Maul gestopft hat, dann haben sie sich einem folgenschweren Irrtum hingegeben. Seitdem bekannt wurde, dass der Kreml mit seiner brutalen Politik des bedingungslosen Forderns Erfolg gehabt hat, und der greise USA-Aussenminister Hull zusammen mit seinem britischen Partner den mühseligen Weg nach Moskau antreten muss, weil die Herren im Kreml dies so wünschen, ist Moskau noch viel rücksichtsloser geworden. Paul Winterton, Korrespondent der Londoner „New Chronicle“ in Moskau, hat sich besonders Mühe gegeben, den Standpunkt des Kreml möglichst sinngemäss wiederzugeben. Seine Meldung hat in England dementsprechend gebührende Beachtung gefunden. Dieser ehrenwerte Sowjet-sprecher mit britischem Bass rührt, indem er auf das Ausbleiben der zweiten Front hinweist, hemmungslos an die empfindlichsten Stellen der britischen Kriegführung. „Wenn wir Engländer gegen 60 oder 70 deutsche Divisionen in Italien kämpfen“, schreibt er, „dann wäre das etwas anderes, aber so, wie die Dinge tatsächlich stehen, ignorieren die Sowjets unseren Kampf in Italien. Sie sind unzufrieden, sehr unzufrieden, um nicht noch einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, und ich möchte den Mann sehen, der die Sowjets überzeugen könnte, dass wir Westmächte nicht schon längst eine zweite Front hätten eröffnen können, wenn wir bereit gewesen wären, eine Million Mann aufs Spiel zu setzen.“

Politisch ist die Moskauer Regierung minde-

stens ebenso deutlich, wenn sich auch hier der Übersetzer Winterton etwas diplomatischer ausdrückt. Was Moskau wolle — so schreibt er — sei, „das Volk in den Ländern Europas an die Macht zu bringen“. Und Winterton fährt fort: „Die Sowjetregierung wird alles, was in ihrer Macht steht, einsetzen, um dieses Ziel zu erreichen. Die Sowjets stellen jedoch demgegenüber fest, dass die alliierte Kriegspolitik oft entgegengesetzten Charakter trägt. Die politischen Emigranten in London sind gegen ein klassisches Beispiel, die offen gegen die Sowjetunion konspirieren und die sich der Sabotage an der gemeinsamen alliierten Sache schuldig gemacht haben. Ähnliche Verhältnisse erlebt man bei der britischen Politik bezüglich der Balkanmonarchen, während die Angst nichts anderes darstellt als ein Instrument zur Verhinderung jeglicher freien sozialen Entwicklung in den von ihr beherrschten Gebieten.“

Noch manch anderes hat Paul Winterton im Namen des Kreml zu sagen. Diese Kostproben mögen hinreichen: sie sind immerhin deutlich genug, um selbst den kurzsichtigsten Engländer erkennen zu lassen, dass die Saat, die Eden beim Abschluss des britisch-sowjetischen Paktes säte, nun wirklich aufgeht.

Auch „Nysa Dagligt Allehanda“ behandelt in einem Aufsatz die bevorstehende Tagung der Aussenminister Englands, der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion in Moskau. Das Blatt bestätigt die bereits bekannten Forderungen des Kreml auf das Baltikum, das polnische Weissrussland, die Ukraine und Bessarabien. Unklar sei noch, wie das Blatt erklärt, die Einstellung der Sowjetunion zu Finnland und der Türkei. Von Finnland dürfte die sowjetische Minimalforderung gewisse Landabtretun-

gen und eine neue Regierung sein. Es sei jetzt nicht unwahrscheinlich, dass Moskau die Forderung nach Umstellung der Dardanellen unter sowjetische Kontrolle bzw. eine Internationalisierung der Dardanellen erheben werde. In diesem Zusammenhang, so schreibt das Blatt, dürfe man nicht vergessen, dass in den USA eine Unterwerfung der kleinen Staaten unter die Kontrolle der Grossmächte eine weitverbreitete Auffassung sei.

Litauen protestiert

Londons Schacher mit Moskau

DZ Kauen, 8. Oktober.

Der „Observer“ enthüllt, wie berichtet, die sogenannten Mindestforderungen, die Moskau auf der geplanten Dreierkonferenz der Feindmächte erheben wird. Dazu nimmt die litauische Tageszeitung „Aiteitis“ unter dem Titel „Die Silberlinge des Jadas“ Stellung. Das Blatt schreibt: „Wie weit die imperialistischen Gelüste des Kreml gehen, erhellt die führende Rolle, die die Sowjetunion im Mittelmeerraum ausspielt für sich beansprucht. Es ist nicht das erstemal, dass der Kreml die baltischen Länder beansprucht. Dass aber England, angeblich für die Gleichberechtigung aller Völker kämpfend, zur Behebung seiner eigenen Notlage die baltischen Länder an Moskau verhandelt, macht bezeichnend klar, was von London zu erwarten ist. Wenn schon die Territorien der Exilregierungen in London an die Sowjetunion verschachert worden sind, so ist die Meldung des „Observer“ eine Bestätigung dafür, dass die baltischen Länder zu Silberlingen eines Jadas wurden.“

Rote Fahne über Korsika

Die Zustände nach der Besetzung

DZ Vichy, 8. Oktober.

Nach den bis jetzt vorliegenden Meldungen aus Algier, die durch Flüchtlinge aus Ajaccio ergänzt werden, nahmen an der Besetzung Korsikas vorwiegend Formationen des Dissidenten-Komitees in Algier teil. Zu diesen gesellen sich sofort kommunistische Banden, arbeitsscheues Gesindel, Räuber aus dem gebirgigen Innern der Insel und sonstige soziale Elemente. Die Partisanen wurden mit weissen Armbinden mit aufgedrucktem Totenkopf versehen und begannen sofort, die Bevölkerung zu terrorisieren. Die Vertreter der französischen Behörden und die Mitglieder der regierungstreuen Organisationen, vorwiegend ehemalige Kriegsteilnehmer, wurden misshandelt und gefangen gesetzt. Dissidenten und Partisanen bezeichnen sich — einer Geflohenheit der anglo-amerikanischen Agitation folgend — als „Patrioten“ und nehmen eigenmächtig Requirierungen vor. In Ajaccio, Sartene, Bonifacio, Porto Vecchio und Bastia wurden die Kaufleute ausnahmslos geplündert. Auf den öffentlichen Gebäuden weht die rote Fahne neben der Tricolore.

Der Direktor der französischen Wochenzeitschrift „L'Appel“, Pierre Constantini, von Geburt Korsier, schreibt in seiner Zeitung: „Wenn die Insel auch heute von den Engländern besetzt ist, so wird sie doch niemals britisch bleiben. Alle Korsen, die gegenwärtig in Frankreich leben, haben die Aufgabe und Pflicht, sich zusammenzuschliessen, um für die Wiederbefreiung ihrer Heimat vom Joch der Briten, Gaullisten und der verräterischen Söldlinge Badoglios zu kämpfen.“

Harte Gefechte an der Adria

DZ Bern, 8. Oktober.

„Exchange Telegraph“ meldet von der 8. Armee an der Adriaküste, die 8. Armee, die in einem Halbkreis um Termoli an der Adriaküste gruppiert ist, stehe in äusserst schweren Kämpfen. Zeitweilig habe sie sich sehr kritischen Situationen gegenübergesehen.

Stärkere Kämpfe am Volturno

Zerstörungen im Hafen von Termoli

DZ Berlin, 8. Oktober.

In Italien fanden stärkere Kämpfe am Volturno statt. Die Angriffe grösserer feindlicher Infanterie- und Panzerkräfte wurden meist im Gegenstoss abgeschlagen. Im Apennin gehen deutsche Ausweichbewegungen nach Nordwesten weiter. Im Raume von Termoli halten die erbitterten Kämpfe an. Die deutschen Gegenstösse hatten dort zeitweilig einen für den Gegner gefährlichen Charakter angenommen.

men und zwangen ihn, neue Reserven in die Schlacht zu werfen. Da aber auch diese neuen Kräfte nicht ausreichten, sahen sich die Engländer gezwungen, noch Schiffsartillerie von See her einzusetzen.

Schnelle deutsche Kampfflugzeuge setzten auch gestern ihre Tiefangriffe gegen feindliche Ziele im Hafen Termoli mit gutem Erfolg fort. Die abgeworfenen Bomben richteten in den Verladeeinrichtungen und Kais umfangreiche Zerstörungen an.

Wie Negersklaven

So behandeln die Anglo-Amerikaner die italienische Zivilbevölkerung

Rom, 8. Oktober.

Über die Behandlung der italienischen Bevölkerung in den von den Anglo-Amerikanern besetzten Gebieten werden von amtlicher Seite neue Einzelheiten veröffentlicht. So wurde die Bevölkerung der Städte Salerno, Cava und Nochera, sowie der Vorstädte von Neapel während des Kampfes um Neapel gezwungen, an der Wiederherstellung der durch die Kampf-

handlungen zerstörten Brücken und Wege zu arbeiten, während diese noch unter Beschuss lagen. Unter den auf dieser alten Regeln des Völkerrechtes und der Menschlichkeit hohnsprechenden Weise zur Arbeit unter fortwährender Lebensgefahr gezwungenen Zivilisten befanden sich auch zahlreiche Frauen. Die Anglo-Amerikaner hätten, so wird gesagt, die italienische Zivilbevölkerung schlimmer als Negerklaven behandelt.

Wie aus Catania gemeldet wird, wurden auf Befehl der anglo-amerikanischen Besatzungsmächte die ersten arbeitsfähigen Männer und Frauen Siziliens in Sammeltransporten nach Nordafrika übergeführt.

Kohlenkrise in Süditalien

DZ Rom, 8. Oktober.

Für die Wiederingangsetzung des Wirtschaftslebens in den von den anglo-amerikanischen Truppen besetzten italienischen Gebieten stellt die Belieferung mit Kohle das schwierigste Problem dar. Da England, der im Frieden grösste Kohlenlieferant Italiens, heute nicht einmal genug Kohle für seine eigene Rüstungswirtschaft fördert, ist für die Belieferung Unteritaliens amerikanische Kohle vorgesehen. Nach einer Schätzung der amerikanischen Handelskammer in Washington werden 12 Millionen Tonnen Kohle jährlich für Italien benötigt, für die ein Schiffsaum von 240 Liberty-Schiffen dauernd bereitgestellt werden müsste.

Streng geheime „Informationen“

Wirtschaftsspionage der USA — Stäbe an der Arbeit

DZ Stockholm, 8. Oktober.

Die USA-Konzerne unterhalten zur Zeit in England und den von den Anglo-Amerikanern besetzten Ländern grosse Stäbe, die untersuchen sollen, welche Verbrauchsartikel den grössten Absatz in den vom Krieg verwüsteten Ländern haben werden, heisst es in einem United-Press-Bericht aus Washington in „Aftonstidningen“. Die Berichte dieser Beobachter seien oft so geheim, dass man sie nicht mit der Post oder per Telegraph weiterzusenden wäge, sondern dass sie von den Beauftragten der Konzerne persönlich über den Atlantik gebracht werden. Es sei vorbekommen, dass man der USA-Botschaft in London zugemutet habe, diese äusserst vertraulichen Mitteilungen mit Diplomatenpost zu senden, was aber nicht erlaubt worden sei. Auf diese Weise habe man aber herausbekommen, in welchem Ausmasse eine Anzahl von USA-Firmen ihre „Informationstätigkeit“ betreiben.

An halboffizieller Stelle erklärt man, dass Privatinteressen durchaus keine Gelegenheit bekommen sollen, sich so breitzumachen, wie sie glauben. Man sei für eine rein militärische Okkupation und danach für eine

Übergangsperiode, in der eine Organisation, wie die Amgot, alle Versorgungsfragen regeln werde. Sind solche Erörterungen auch theoretischer Natur, so zeigen sie doch immerhin die Pläne der USA auf.

Yankees auf Ceylon

DZ Bern, 8. Oktober.

Auf der britischen Kolonialinsel Ceylon traf kürzlich das Mitglied der ständigen Vertretung der USA-Pacht- und Leihorganisation in Indien, Frank Fetter, zu einem mehrwöchigen Aufenthalt ein. Der Amerikaner nahm bei dieser Gelegenheit nicht nur mit den britischen Militär- und Zivilbehörden, sondern auch mit den Eingeborenvertretern in der vom britischen Gouverneur völlig abhängigen Regierung sowie mit den örtlichen Eingeborenverwaltungen, aber auch mit zahlreichen Handelsfirmen die Verbindung auf. Wie ein Bericht aus Colombo, der Hauptstadt Ceylons, besagt, liefern die USA auf dem Pacht- und Leihwege nicht nur an die auf Ceylon unterbrüchtem Oberfeld stationierten Truppen Material, sondern auch für zahlreiche örtliche Verwaltungen und private Firmen.

bussy und selten gesungene Mozartlieder. Obwohl Irma Timmerman die guten Eindrücke des Vorjahres verstärken konnte, sind die Möglichkeiten der Stimme noch nicht voll ausgenutzt. Ihr Begleiter Hans Schouwman, der mit einer Beehovensonate und drei Klavierstücken von Fauré als Solist auftrat, unterstützte die Sängerin besonders diskret.

Den Künstlern wurde herzlicher Beifall gespendet.

Ad. WIESEHAAHN Jr.

„Der König von Rothenburg“

Opern-Uraufführung in Mähr.-Osttau

Mähr.-Osttau, 8. Oktober.

Intendant Kurt Labatt stellte an den Anfang des 6. Spielwinters die Uraufführung des „König von Rothenburg“, eines Opernwerkes seines 1. Kapellmeisters Wilhelm Bantelmann, dem Hermann Richter nach dem gleichnamigen Roman von Paul Schreckenbach das Textbuch schrieb. Die Handlung führt nach Rothenburg ob der Tauber am Anfang des 15. Jahrhunderts, in dem Bürgermeister Heinrich Topler ein gutes, aber entschlossenes Regiment führt. Geldmächtige Kaufleute sind seine Gegner und bekämpfen grundsätzlich diesen aufrechten deutschen Mann, weil er nicht aus ihrem Kreis, sondern aus den Zünften hervorgegangen ist. Aber Topler setzt sich gegen diese durch und bietet selbst dem Nürnberger Burggrafen von Zollern mutig die Stirn, als dieser etwas verlangt, was der Stadt schädlich sein könnte. Die bekannte deutsche Zerrissenheit und feiger Verrat bringen aber den Bürgermeister doch zu Fall, er erliegt im Gefängnis einem Giftmord, gerade als der Burggraf seine Grösse erkannt hat. Am Totenlager stellt er fest, dass Topler nicht für sich, alles aber für seine Stadt gewollt und auch getan hat.

Wilhelm Bantelmann, der selbst den Taktstock führte, hat den textlichen wie gelistigen Vorwurf musikalisch einflussreich mit der sicheren Hand des erfahrenen Theaterkomponisten in feinschattiger Schattierung gestaltet. Die motivische Verarbeitung wirkt unangewungen, und jede Szene ist bewusst auf Wirkung abgestellt. Prächtig herausgearbeitet sind die Höhepunkte. Empfindungsreiche Lyrik wechselt mit packender Dramatik, und die Akzentschläge zeigen eindrucksvolle Plastik. Dazu kommt, dass eine Reihe volkstümlich anmutender Liedschöpfungen den Sprechgesang als Ruhepunkte noch unterstreichen.

Die Uraufführung entstand unter der mit

Auf neuen Wegen

Marinus Flipse spielte Bach und Mozart

Irma Timmerman brachte wenig bekannte Lieder

Rotterdam, 8. Oktober.

Vor noch nicht langer Zeit kannte man Marinus Flipse nur als den begabten Interpreten impressionistischer Musik. Sein ganzes Talent war dem französischen Geist gewidmet. Seine Dispositionen für Debussy, Ravel und ihren Kreis waren immer sehr deutlich. Einen Beweis für die Qualität von Flipses weniger bekannter Seite lieferte die Interpretation von zwei Bachschen Werken, Liszts Funeralles und Mozarts zarter Variationen an der C. V. 331. Diese Widergaben vermittelten einen tiefen Einblick in das völlige Verständnis und das stilgerechte Gefühl Flipses für diese Musik. Es kann nicht bestritten werden, dass die Wiedergabe im Augenblick noch nicht in jeder Hinsicht die Höhe seines Debussy-Ravel-Spieles erreicht hat. Man muss jedoch dem Künstler Zeit lassen, um von der Überempfindlichkeit der französischen Kunst Abstand zu gewinnen.

Die Solistin Irma Timmerman hat seit dem vorigen Jahre ihr Repertoire bedeutend ausgebaut. Sie vermied dabei die ausgetretenen Wege und wählte eine Anzahl Lieder, denen man nur selten im Konzertsaal begegnet, so zum Beispiel Griegs vier Lieder für ein Flörmädchen, die „Proses lyrique“ von De-

„Was wollte das kleine Schweden..“

Berlin, 8. Oktober.

Reichsminister Dr. Goebbels geht in seinem neuen Aufsatz in der Wochenzeitsung „Das Reich“ von der Tatsache aus, dass in der ganzen Welt nach vier Jahren Krieg eine gewisse Müdigkeit herrscht. Eine solche Müdigkeit, so sagt der Minister, ist in letzter Zeit besonders auf der Feindseite zu bemerken. Die englischen Blätter machen was das britische Volk anlangt, gar keinen Hehl mehr daraus. Sogar Churchill musste sich neulich in London einer grossen Frauenversammlung stellen und den steigenden Unmut der breiten Massen über die Länge des Krieges abzulenken versuchen. Das britische Volk kann in diesem Kriege nicht mehr dieselben Blütpotter tragen wie noch im ersten Weltkrieg, ohne dabei seine völkische Substanz zu verlieren, von einem eventuellen dritten Krieg ganz zu schweigen. Deshalb führt es auch diesen Waffengang unter möglichst geringem Einsatz von Menschen und ist froh, dass die Schwere der Blütpotter, die dafür gebracht werden müssen, von der Sowjetunion getragen wird.

In dem Artikel wird weiter darauf hingewiesen, dass man in London geflissentlich die Gefahren übersieht, die aus der Begeisterung für den Bolschewismus für das britische Volk erwachsen können, denn der Bolschewismus ist eine Krankheit, die ansteckend wirkt. Das englische Volk steht der bösen Gefahr ziemlich wehrlos gegenüber, da seine Regierung muss im Interesse ihres Bündnisses mit den Sowjets noch ein übriges tun und diese Gefahr möglichst klein erscheinen lassen oder sie ganz und gar bestreiten.

Dr. Goebbels unterstreicht, dass es heute sehr schwer sei, offen über die tieferen Probleme der gegenwärtigen Kriegslage zu sprechen, weil man dabei stets Gefahr laufe, von Interessenten des gegenteiligen Standpunktes der Schwäche oder der versuchten Anbiederei verdächtigt zu werden. Er fährt fort: „Unser Verantwortungsgefühl demgegenüber, was wir als Abendland bezeichnen, ist viel zu stark, als dass es sich von Augenblicksüberlegungen beeinträchtigen liesse. Wir haben nie einen Hehl daraus gemacht, dass wir die Gefahr, die unserem Erdteil droht, für eine allen europäischen Völkern gemeinsame halte, und bedauern nur, dass die Erkenntnis darüber trotz ihrer Nähe

nach so wenig ausgereift ist. Was wollte beispielsweise das kleine Schweden machen, wenn die Entwicklung an der Ostfront tatsächlich den Verlauf nähme, den die jüdischen Stockholmer Blätter mit so viel Schadenfreude und Begeisterung prophezeien und der Bolschewismus eines Tages wirklich vor seinen Grenzen stände? Glauben die Schweden im Ernst, dass der Kreml ihre Neutralität achten oder die schwedische Wehrmacht das fertigbringen würde, was dann offenbar der deutschen nicht gelungen wäre, oder gar, dass die Engländer und Amerikaner ihnen zu Hilfe eilen könnten und wollten? Alle drei Aussagen sind zu naiv, als dass sie eine ernsthafte Widerlegung verdienen. Wem also verdankt die Stockholmer Presse die Freiheit, sich über die Rückzugsbewegungen unserer Wehrmacht an der Ostfront zu freuen? Doch nur der Tatsache, dass diese Wehrmacht so weit vor den schwedischen Grenzen haltmacht, dass das schwedische Volk keine Angst zu haben braucht. Die Absurdität einer solchen Verkettung der Umstände, so fährt der Artikel fort, sei in die Augen springend. Deutschland verteidigt einen Kontinent, der das gar nicht verdient, und erlaube damit seinen Völkern ein nationales Weiterleben, das sie aus eigener Kraft gar nicht zu beschützen oder zu verteidigen in der Lage wären.

Wir wissen genau, dass wir mit diesen Feststellungen peinliche Wahrheiten aussprechen. Die jüdischen Wortführer der neutralen und feindlichen öffentlichen Meinung werden nicht zögern, uns dafür mit schändlichen Verdächtigungen zu überhäufen. Wahrheiten müssen immer einen langen Weg zurücklegen, bis sie zum Ziele kommen. So kritisch sich manchmal auch die allgemeine Kriegslage entwickeln mag, sie gebiert doch auch immer wieder neue Elemente, die zu den grössten Hoffnungen berechtigen!

Der Krieg birgt, so unterstreicht der Minister, viele Rätsel in seinem Schoss. So durchsichtig und klar sie an seinem Ende erscheinen, so geheimnisvoll und unerklärlich sind sie in seinem Verlauf. Er steht fast immer in seiner entscheidenden Phase vor ständig sich erneuernden Krisenpunkten. Aber dann treten meistens jene gesichtsblendenden Faktoren auf, die ihn in die ihm vorgeschriebene Bahn hineindrängen.

Smuts in London

DZ Madrid, 8. Oktober.

Der südafrikanische Premierminister Smuts ist in London eingetroffen, und das englische Kriegskabinett wird von nun an wieder für einige Wochen den Vorteil seiner anspruchsvollen Ratschläge zur Politik und Kriegführung geniessen. Auf dem Wege nach England hat der „Feldmarschall“ in Kairo halt gemacht und zu den dort stehenden südafrikanischen Truppen gesprochen. Er hat ihre Langeweile mit den gewöhnlichen professionalen Redensarten über die beginnende Endphase des Krieges verkürzt und ihnen zu verstehen gegeben, dass diese sich in Europa abspielen werde, zweifellos keine Erleichterung, die sie überraschen konnte. Die Soldaten aus Transvaal und der Kapprovinz dürften indessen ihren Marschall verstanden haben.

In wenigen Zeilen

Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Oberst I. G. Oldwig von Natzer, erster Generalstabsoffizier in der Panzergranadier-Division „Grossdeutschland“. Oberst August Friker, Kommandeur eines Grenadier-Regiments; Oberstleutnant Walter Krüger, Kommandeur eines Grenadier-Regiments; Oberfeldwebel Walter Mohr, Zugführer in einem Grenadier-Regiment; ferner an Oberfeldwebel Gapp.

Arild Hamsun, der Sohn des norwegischen Dichters Knut Hamsun, erhielt für seinen tapferen Einsatz an der Ostfront das Eiserner Kreuz II. Klasse.

Die türkische Regierung hat einen Fünfjahresplan ausgearbeitet, der den Bau von Strassen vorsieht, die Ankara als Hauptknotenpunkt mit Istanbul und den wichtigsten Städten und Häfen der Türkei verbinden sollen.

Der ehemalige Finanzminister und langjährige Verwalter der bulgarischen Nationalbank, Michail Teneff, ist verstorben.

Der Präsident der liberalen Parteiorganisation in England, Lord Meston, ist im Alter von 78 Jahren am Donnerstag gestorben.

Der bisherige argentinische Botschafter in Washington, Espil, wurde abberufen. An

Die Hungersnot in Kalkutta

DZ Genf, 8. Oktober.

„Stadt des endlosen Sirenegeheul“ nennt der Indienkorrespondent des „Daily Herald“ Kalkutta in einem neuen Bericht über die dortige Hungersnot. Die Hungersnot habe Kalkutta, so meldet er, in eine Stadt schrillen Sirenegeheuls verwandelt. Diese Sirenen höre man zu jeder Tages- und Nachtstunde. Es seien die Sirenen des unendlichen Stroms von Ambulanzen, die die Opfer der Hungersnot ohne Unterlass den Hospitälern zuführten. Vor den Krankenhäusern ständen die Wagen Schlange, und immer wieder würden aus den Verhörungen auf der Strasse aufgesaugte Gerüche herausgehört. Tag für Tag habe man in die bereits überfüllten Krankenhäuser neue Opfer hineingebracht, von denen die wenigsten noch gerettet werden könnten.

seine Stelle tritt der ehemalige Botschafter in Rio de Janeiro, Adrian Excoibar.

Die Regierung von Paraguay ordnete eine Währungsreform an. Die gegenwärtig zirkulierenden geringwertigen Paraguayan-Pesos werden im Verhältnis von eins zu hundert gegen eine Münzeinheit, den „Guaraní“, eingelöst.

Die Parlamentswahlen in Irak sind abgeschlossen. Das neue Parlament wird am 10. Oktober zusammentreten. Der Aussenminister der Innenminister und der Finanzminister sind zurückgetreten. Sie wurden ersetzt durch Abdallah el Kassas, und Taisin el Naskan, der bisherige Unterrichtsminister wird das Finanzministerium übernehmen.

Der Einwanderungsausschuss im Repräsentantenhaus nahm einen Gesetzesentwurf an, durch den das Einwanderungsverbot für die Chinesen aufgehoben und die jährliche Einwanderungsquote für China auf 105 Personen festgesetzt wird.

Die Unabhängigkeitserklärung der Philippinen wird, wie aus Tokio mitgeteilt wird, am 14. Oktober erfolgen.

Verlagsdirektor: Georg Biedermann

Hauptschreifteller: E. C. Privat

Stellvertreter: Hauptredakteur: Dr. Paul Schnadt; Anzeigenleiter: Dr. Fritz Ramjoué; sämtlich in Amsterdam. Für die Rücksendung angeordneter Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. K 412

Oberschlesische Kunstausstellung

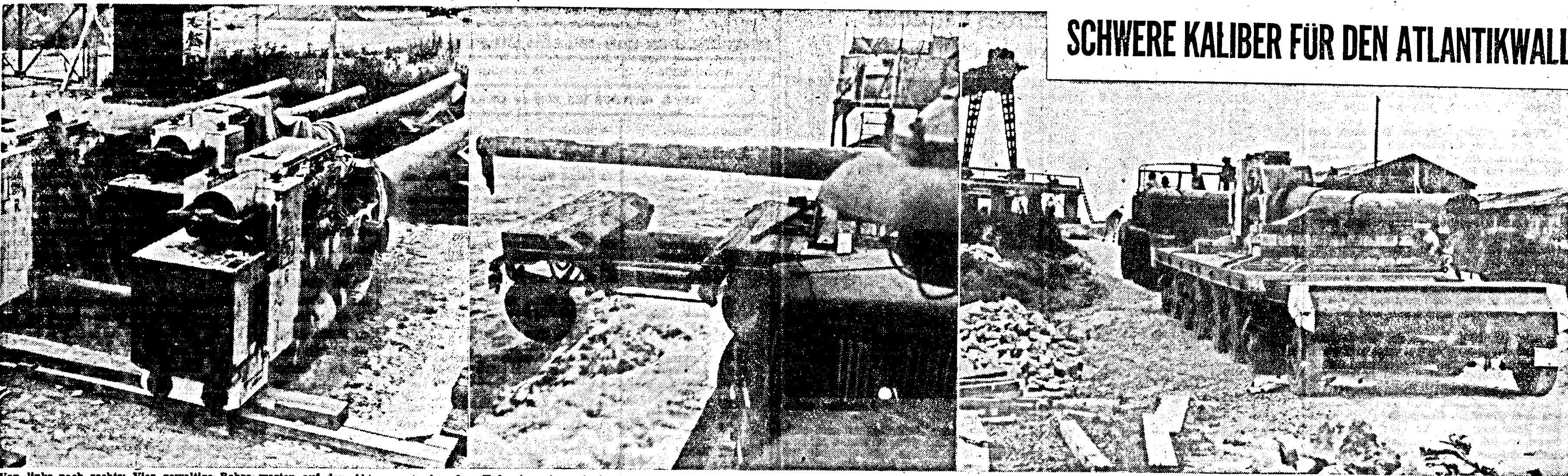
Beuthen, 8. Oktober.

In der zweiten Oberschlesischen Kunstausstellung in Beuthen fällt die Beschäftigung mit der obererschlesischen Landschaft auf. Dabei enthält sich dem Betrachter, dass dieser Landschaft, selbst im engsten Umkreis der Industriezentren, stärkste Stimmungswerte eigenständig sind.

Aus der Fülle der ausgestellten Werke — es handelt sich um 163 von 72 Künstlern — kann nur ein kleiner Teil herausgegriffen werden. In den Arbeiten des vorjährigen Preisträgers Leo P. Kowalski bestätigt sich erneut Intensität der künstlerischen Sicht, Grosszügigkeit der Konzeption, unbestechlicher Ernst der Darstellung und eine die Individualität bewusst unterstreichende Farbgebung. Unter zahlreichen Städtebildern fallen die durchgeleiteten Darstellungen des diesjährigen Kunstpreisträgers Georg Nerlich auf. Betonung des Vordergrundes, grosszügige Art der Wiedergabe und eine ausgeprägte harmonische Tönung vertragen einen Künstler, der in schöner Abrundung sein Werk zu einem Höhepunkt geführt hat. Im Gegensatz zu Nerlich betont der Kattowitzer Paul Kendorff auf stärkste das dynamische Moment in seinen über „Kattowitz“, Hans Konnehauser wendet sich dem „Blick auf Skotschach“ zu. Das selbst stückhafte anmutenden obererschlesischen Bergvorland, das auch Franz Seides Begabung ausser sich am nachdrücklichsten in zarten, sparsam getönten, wesentlich zeichnerisch bestimmten Aquarellen. Eindringlich in ihrer zurückhaltenden Eigenart wirken die Arbeiten Norbert Dolzicha, die jeden grellen Ton vermeiden und im Motiv wie in der Komposition die Vorliebe für feine Schattierungen zeigen. Sehr sympathisch berühren auch, Erich Skubellas französische Landschaften, die, obwohl stellenweise geradezu minutiös farbig, ebenfalls alle Aufdringlichkeit vermeiden. Ein bemerkenswertes Ergebnis des Versuches, zu einer glükigen Darstellung des obererschlesischen Menschen zu kommen, legt Richard Karger mit seinem „Bauern aus Oberschlesien“ vor.

Neben der intimen Wirkung der Zeichnung kommt auch die heute seltene gewordene Kunst der Radierung in Arbeiten Holkei Weitmans und Hubert Langers zu ihrem Recht. Unter der verhältnismässig geringen Zahl der plastischen Werke fällt vor allem eine von Peter Lipp geschaffene „Bildnisbüste des Gauleiters Bracht“ auf.

LORE REINMÖLLER



Von links nach rechts: Vier gewaltige Rohre warten auf den Abtransport. Aus dem Hofe eines Arsenal im Westen sollen sie den Weg zu einer Batterie der Marine-Artillerie auf einer Insel am Atlantikwall antreten — Auf der Fahrt zur Insel im Küstenvorfeld — Der Lastzug mit dem ersten Geschützrohr ist glücklich gelandet und rollt der bereits ausgebauten Batteriestellung zu

SCHWERE KALIBER FÜR DEN ATLANTIKWALL

PK-Aufnahmen: Kriegsbericht Redlich (D.V.)

Knox treibt Vargas

DZ Berlin, 8. Oktober.

Der US-Marineminister Knox ist vor einigen Tagen in Pernambuco eingetroffen. Unser Mitarbeiter beleuchtet die Hintergründe dieses plötzlichen Besuchs.

Die nordamerikanischen Versuche, Brasilien aktiv, d.h. mit kämpfenden Truppen in den Krieg hineinzuziehen, haben nun bereits mehrere Phasen durchlaufen. Durch die ruckartige Einflussnahme entstanden nationale Eruptionen, die schon an sich einen Beweis für die Unangemessenheit des USA-Begehrens lieferten. Es geht nicht um besondere Scharfsinnigkeit, um aufzuklären, dass die Ziele Washingtons sich nicht mit der Gewinnung eines beschränkten brasilianischen Truppenkontingents zur Verstärkung der alliierten Kampfkraft in Nordafrika und im Mittelmeer bescheiden.

Angesagt wurde die projektierte Verschickung landeigener brasilianischer Verbände in vorsichtiger Form zuerst im November 1942 durch den brasilianischen Staatspräsidenten Vargas. Kurz vor dem Absteigen Roosevelts nach Rio auf dem Rückweg von Casablanca. Anfang Februar, fast der brasilianische Rundfunk die Andeutungen von Vargas schon bestimmter, und sofort nach jenem Besuch begann Brasilien in die Tat umzusetzen, was von Washington dringend gewünscht worden war. Ein neuer, unsanfter Stoss nach der gewünschten Richtung wurde dem brasilianischen Kriegsminister dieser Tage in Washington erteilt, ein Stoss, der genügt, um Südamerikaner zu der Erklärung zu veranlassen, er habe mit den USA-Stellen die Einzelheiten über die Verwendung brasilianischer Expeditionstruppen auf ausseramerikanischen Kriegsschauplätzen besprochen. Der US-Marineminister Knox, der jetzt auf Pernambuco eintraf, wird die Aktionen in der gewünschten Schärfe vorantreiben. Die politische Seite der bisherigen Entwicklung wäre damit rein äußerlich umschrieben.

Militärisch lässt sich ein unverkennbarer Gegensatz zu diesem politischen Unfall, eine bemerkenswerte Zurückhaltung, ja ein zeitweilig ja auffallender Widerstand beobachten. Die Haltung der militärischen Kreise Brasiliens darf jener Vargas-Erklärung vom November 1941 gleichgesetzt werden: das Heer habe eine dreifache Aufgabe, nämlich die Verteidigung des Landes, die Entwicklung seiner Rüstungsenergien in Menschen und Material und die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung. Alle Versuche — man beachte die rigorose Sprache — ausländischer Demagogen, auf der Grundlage ideologischer Kreuzzüge die Völker fremden Interessen dienstbar zu machen, müssten an den moralischen Kräften scheitern, die in der Wehrmacht ihren stärksten Ausdruck fanden. Der gleiche Vargas verkündet ein Jahr später, brasilianische Truppen seien mobilisiert worden, um in enger Zusammenarbeit mit den USA-Soldaten an der inneren und äusseren Front zur Sicherung des amerikanischen Kontinents eingesetzt zu werden. Das Verständnis für die Anschauungen des Heeres und die in ihnen vertretene Willensrichtung war plötzlich verschwunden, ja, als Mitte Februar 1943 völlig ernst gemacht wurde mit der radikalen Umschwenkung, Truppen eingeschickt wurden, um nach Afrika verschifft zu werden, und als es dabei zu schweren Meutereien in den brasilianischen Atlantikhäfen kam, liess Vargas zahlreiche Offiziere und Unteroffiziere und bei einem Regiment jeden zehnten Mann erschliessen. Es nützte nun den Soldaten nichts, den Präsidenten an seine eigenen Worte zu erinnern. Dieser stand im Dienste „grösserer Mächte“. Und war ihnen schon gänzlich verfallen.

Im März 1943 wurden die Transporte nach Westafrika erneut aufgenommen. Ein Transporter mit 800 Mann und einer brasilianischen Militärmission für Dakar an Bord, wurde von einem deutschen U-Boot versenkt. Nach dem energischen Protest der Truppen musste die Regierung die Versendung der Truppenkontingente wieder einstellen. Jetzt hält man die Zeit für reif, um einen erneuten Vorstoss in dieser Angelegenheit zu wagen. Man sprach zu Beginn dieses Jahres von etwa 20.000 Mann, die nach Afrika gebracht werden sollten. Die neuerlichen Forderungen werden wohl weit über diese Zahl hinausreichen.

Um den ganzen Zusammenhang recht zu verstehen, muss man sich an eine kürzliche amerikanische Meldung erinnern, die besagte, nordamerikanische Soldaten ständen etwa in 80 Ländern der Erde, u.a. auch in zahlreichen Südamerika-Staaten. Wenn Brasilien nun als mächtigster Militärstaat im Süden sich bereit findet, beträchtliche Kontingente seines Heeres nach Westafrika zu verschieben, verstärkt sich damit automatisch die Bedeutung der nordamerikanischen Streupunkte. Durch eine möglichst enge Verflechtung der brasilianischen Politik in die neue imperialistische Außenpolitik der USA wird ausserdem jede eventuelle Geschlossenheit des Südkontinents, die sich ja auch gegen die USA auswirken könnte, vermieden, da ein Abstreifen des einen Landes aus dem Kriegsaumfeld unmöglich erscheint bei der Vielzahl der wirtschaftlichen und propagandistischen Abhängigkeiten. Darüber hinaus ist das Beispiel Brasiliens leicht als Präzedenzfall zu benutzen.

Die Verstärkung der brasilianischen Stellung durch die ausgelagerten Macht-Scheinepoisten nördlich des Ozeans retzt auch die kleineren Staaten zur Sucht nach gleichen nachträglichen Ausweitungen, und der USA-Agitation sind die Türen geöffnet für Versprechungen und Drohungen jeder Art. Nicht zuletzt aber hofft Washington, den übrigen liegenden Widerstand im Süden, Argentinien, im Geflecht der Bündnisse zu ersticken, mindestens aber zur Aufgabe seiner aufrechten eigenständigen Haltung zu zwingen.

Schöpfer unserer Fallschirmtruppe

Aus dem Leben des Eichenlaubträgers General der Flieger Student

PK Wenige Tage nach der geschichtlichen Tat vom Gran Sasso, wo seine Fallschirmjäger, die Duce aus der Gewalt der Badoglio-Schergen befreiten, verlieh der Führer dem Kommandierenden General der Fallschirm- und Luftlandtruppen, General der Flieger Kurt Student, das Eichenlaub zum Ritterkreuz. Damit wurde ein Soldat erneut ausgezeichnet, der seit mehr als vierzig Jahren im Dienste der deutschen Wehrmacht steht und heute fast genau drei Jahrzehnte unter den Pionieren deutscher Luftgeltung steht.

Der alte Adler

Als der 22jährige Sohn eines Rittergutsbesitzers aus Birkholz im Kreis Züllichau-Schwiebus, seit dem 11. Lebensjahr im Kadettenkorps erzogen, 1918 von den Yorkshire Jägern zu Deutschlands ersten Fliegersoldaten stiess, war jeder Flug noch ein Spiel mit dem Leben. Die jungen Flieger, die sich in Berlin-Johannistal trafen, wussten, wieviel Kameraden bereits auf ihrem Weg gefallen waren. Aber der Blick nach Frankreich, dessen Kriegsrüstung gerade auf diesem Gebiet einen erheblichen Vorsprung hatte, liess sie im Glauben an eine kommende deutsche Luftgeltung alle Hemmungen von innen und von aussen überwinden.

Der Beginn des ersten Weltkrieges führt den Leutnant Student als Jagdflieger ins Feld. 1918 wird er als Oberleutnant Führer der Jagdstaffel. Zweimal im Luftkampf verwundet und einmal mit der Maschine abgestürzt, geht er mit fünf anerkannten Luftsiegen zuletzt im Kommando der Flugmeister als Hauptmann aus dem grossen Ringen hervor. Als äusseres Zeichen der Bewährung trägt er den Hohenlohe'schen Hausorden mit Schwertern.

Deutschlands unbesiegtbleibende Luftwaffe wird durch das Diktat von Versailles verschlungen. Die Maschinen werden vernichtet, die Piloten niedergelassen, die Rollfelder umgepflügt, der Motorflug verboten. Mit den Flammen ihrer Flugzeuge aber lodert in den Männern, die sie von Sieg zu Sieg führten, das Gelohnis zum Himmel empor, das Vermissnis der toten Kameraden in ein neues Deutschland der Flieger zu tragen.

An den schweigenden Flugzeugen auf der Wasserkuppe steht unter den ersten auch Student. Ein schwerer Absturz bei einem Erprobungsflug, aus dem er mit einer Gehirnerschütterung hervorgeht, lässt ihn ebenso wenig in der Verfolgung seines Zieles wanken wie Verwundungen und Absturz vorm Feinde.

Am 1. September 1933 in das Reichsluftfahrtministerium kommandiert und dann als Oberleutnant in die Luftwaffe übernommen, steht er wie so viele alte Adler unter den Schöpfern der neuen nationalsozialistischen Luftwaffe. Bald beginnt er sich auch hier wieder auf Neuland: die kämpferische Verbindung von Fliegern und Fusskämpfern, die Fallschirmtruppe. Das erste Bataillon, das der heutige Ritterkreuzträger Generalleutnant Bräuer als Hauptmann aus dem Nichts heraus aufgebaut hat, ist zu jener Zeit noch ein Versuch, der von vielen verlacht und selbst von hohen Militärs noch eine kostspielige Spielerei genannt wird. Unter denen, die den militärischen Wert des Fallschirmsoldaten anerkennen, sind wiederum die Meinungen über seine taktische Verwendung geteilt. Die meisten sehen in ihm die Träger der Sabotage hinter der feindlichen Front. Der Generalmajor Student jedoch vertritt eine operativere Auffassung.



PK-Aufn.: Kriegsber. von Kayser

Vor der Befreiung des Duce: General der Flieger Student gibt dem Führer des Unternehmens, Skorzeny, die letzten Anweisungen

Die Fallschirmtruppe, eine fliegende und in grossen Verbänden in den Feind hineindringende Vorausabteilung und setzt seine Idee beim Reichsmarschall durch. Als Kommandeur einer Flieger-Division baut er die kleine Fallschirmtruppe zur modernsten Waffe der Welt aus.

Es waren noch nicht viereinhalb Jahre seit dem Tag vergangen, an dem der erste Fallschirmjäger der deutschen Luftwaffe wohlbehalten auf einem Rollfeld abgesetzt worden war, als am Beginn des Feldzuges im Westen Tausende deutscher Fallschirmjäger als fliegende Vorausabteilung des deutschen Heeres die Festungen den Stossdivisionen öffneten. Mitten im Feindesland lenkte Generalleutnant Student von Rotterdam aus das erste Ringen der Weltgeschichte, in dem als tagewordener Mythos jahrtausendealter Träume die Angreifer aus der Luft gegen den Feind herangestürzt waren. Als Fallschirmjäger und Luftlandtruppen nach drei Tagen ihren Auf-

trag erfüllt hatten, und Holland zwei weitere Tage darauf bezwungen, als Aufmarschbasis für Engländer und Franzosen ausgeschaltet war, hatte die junge Truppe ihre Bewährung glänzend bestanden. Offiziere und Unteroffiziere wurden mit ihrem schwerverwundeten Kommandeur mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet. Student wurde ausser der Reihe zum General der Flieger befördert.

Der Abschluss des Balkanfeldzuges rief die Fallschirmjägerverbände zu neuem Einsatz. Nach dem Sprung am Kanal von Korinth und der Verfolgung der fliehenden Briten nach den Häfen des Peloponnes traten sie am 20. Mai 1941 wieder zu einer weltgeschichtlichen Erst-Tat an: der Bezwingung einer festungsartig ausgebauten Insel im Angriff aus der Luft.

Nach dem Sieg von Kreta

Nach dem Sieg von Kreta zogen die Fallschirmregimenter wieder in ihre Garnisonen, nicht um auf ihren Lorbeeren auszuruhen. Die Kämpfe auf der von übermächtigen Kräften verteidigten Mittelmeerinsel hatten den Gegner einen tiefen Einblick in Organisation und Taktik unserer Fallschirmtruppe gegeben. Die Auswertung der Erfahrungen ergab neue Forderungen für Ausrüstung und Gerät. Wieder stand der General auf den Erprobungsfeldern an neuen Waffen und Abwehrvorrichtungen. Weitere Verbände wurden aufgestellt. Zur Hartung der neuen Fallschirmjäger, zur Hartung der alten wurden erstmalig Fallschirmeinheiten im Osten im Erdkampf eingesetzt. Der Erfolg führte zur Forderung: kein Fallschirmjäger mehr ohne Erdkampfverfahren zum Einsatz! Sie wurden dem neuen Gegner, dem amerikanischen Soldaten, in Tunesien entgegengeführt. Die Bildung des Brückenkopfes, der Europa ein halbes Jahr Zeit zur Festigung seiner Abwehr gab, war in starkem Masse der Kampferfolg der Fallschirmjäger. Damals verbreitete der Gegner wiederholt, angesichts der feindlichen Luftüberlegenheit wäre es mit der Zeit der deutschen Fallschirmjäger ein für allemal vorbei. Sie würden nur noch als Infanterie eingesetzt. Der General schied dazu, wie er es überhaupt nicht liebte, an die Öffentlichkeit zu treten. Und ausgerechnet dort, wo Engländer und Amerikaner die bisher stärkste Luftmacht zusammengezogen hatten, nämlich gegen Sizilien und später gegen das italienische Festland, mussten sie erleben, dass die Fallschirmjäger General Students von ihrer Luftmacht ungestört in die Schlacht sprangen, um ihre Pläne zu durchkreuzen.

Das leuchtende Beispiel hat die Befreiungstat auf dem Gran Sasso gegeben. Hinter all diesen Unternehmungen steht mit seiner Arbeit der Kommandierende General, meistens ohne öffentlich in Erscheinung zu treten.

Jeder Angriff erfordert eine umfangreiche Stabsarbeit. Ein Fallschirmjägerangriff jedoch stellt in dieser Beziehung fast alles in den Schatten. Wer General Student in seinem Stabsquartier bei der Arbeit sieht, dem drängt sich fast der Vergleich mit einem forschenden Gelehrten auf. Der Ernst auf seinen Zügen spiegelt die Verantwortung über das Leben seiner Männer wider.

Kriegsbericht H. G. SCHNITZER

Nancy - Spiegelbild Lothringens

Sprung vom Mittelalter ins Rokoko - Merkmale der Provinzstadt

DZ Nancy, Anfang Oktober.

ES gibt in Frankreich Leute, die Nancy ein „Klein-Paris“ genannt haben. Indessen ist dies, gelinde gesagt, eine sehr erhebliche Übertreibung. Nancy verhält sich zu Paris etwa so wie die „märkische Schweiz“ zur wirklichen. Was nichts über seine Qualitäten, an sich aussagt. Aber man soll mit Vergleichen vorsichtig sein. Natürlich wird man hier wie in jeder anderen Stadt Frankreichs etwa Frauen oder Mädchen finden, die die modernsten grossen Pariser Hüte tragen oder sich ebenso schminken wie die Pariserinnen. Man kann darauf das bekannte Wort aus Wallenstein anwenden: „Doch wie er kumpt, wie er spuckt...“ Eine andere Ähnlichkeit mit Paris festzustellen dürfte schwer fallen, weder hinsichtlich des Strassenbildes noch der Bewohner der Stadt.

Das Gesicht Nancys, seine Gestaltung, sein Leben wird durch ganz andere Dinge bestimmt, durch — man kann sagen — Urkräfte, die ihren Grund in der historischen Entwicklung dieses Landes sowie in der wirtschaftlichen Entfaltung und in der Arbeit des lothringischen Menschen haben. Das Palais Ducal — und in gewissem Sinne auch der berühmte Stanislauplatz einerseits, die Hütten da draussen vor den Toren der Stadt andererseits — sie sind die Symbole der alten Hauptstadt Lothringens. Und diese Kräfte sind — ganz im Gegensatz zu dem, was man unter „Klein-Paris“ verstehen könnte, zentrifugal. Sie zeugen von einem im übrigen Frankreich — abgesehen vielleicht von Burgund oder der Bretagne — fremden Eigenleben einer Provinz, das in seinen kulturellen Bauwerken, in seinem Willen zur eigenen Gestaltung ebensoviele Ausdruck findet wie in der Arbeitsintensität der Hütten. Der Hinweis auf das „Klein-Paris“ führt von diesen Urgründen der Stadtgestaltung hinweg und ist auch deshalb geeignet, ein völlig falsches Bild aufkommen zu lassen.

Das letzte Kaisergeschlecht

Nancy ist die alte Hauptstadt des noch älteren Herzogtums Lothringen, das immerhin seit der Zeit Karls des Grossen annähernd 1000 Jahre, nämlich bis 1766, zum alten Deutschen Reich gehört hat, auch wenn seine Bevölkerung überwiegend französisch sprach. Die Lothringischen Herzöge waren Reichsfürsten, auch wenn sie als Herzöge eines Reichlandes oft bei der losen Bindung, die zwischen den Ländern des alten Deutschen Reiches bestand, eine besondere Politik zu treiben gezwungen waren. Das Haus Lothringen hat dem alten Deutschen Reich sein letztes Kaisergeschlecht gegeben, aus dem Fürsten wie Joseph II., der Sohn Maria Theresas, hervorgegangen sind. Andere Angehörige des Hauses haben sich in den Türkenkriegen ebenso wie in den Kriegen gegen Frankreich ausgezeichnet. Alles das lässt sich weder aus dem Stadtbild noch aus der Entwicklung der lothringischen Landeshauptstadt wegdenken.

Freilich, rein äusserlich ist von der mittelalterlichen Stadt kaum noch etwas erhalten. Die Porte de la crafte ein altes, durchaus deutsch anmutendes Stadttor steht zwar noch — und dann vor allem das „Palais Ducal“, das alte Herzogspalais, das etwas an alte deutsche Kaiserpaläste erinnert, wenn man seine Innenfront von dem stillen Hofe aus betrachtet, zu dem das heutige „Hauptgeschicht“ des „Palais“ gewandt ist. Hier sind noch die steinernen Zeugen des alten Nancy — die Köpfe an den Gesimsen, die gotischen Torbögen am Portal, die Pfeiler und die Giebelanker. Und ebenso im Palais die holzschnitten Christus- und Marienfiguren oder die Grabdenkmäler alter lothringischer Ritterschlechter.

Hier ist auch noch etwas von dem eigentlichen — eigentlich ganz unfranzösischen Wesen des alten Herzogtums vorhanden — so sehr die Stadt im übrigen heute auch in vielen, und vor allem in ihren Hauptstrassen, das Bild einer mittleren französischen Provinzstadt angenommen hat, das sich dem Besucher dort weit mehr als beispielsweise in Dijon oder Besancon aufdrängt. Hier sind die Stätten, wo das alte Herz Lothringens selbst noch leise schlägt. Hier spürt man auf Schritt und Tritt das einstige Eigenleben, ähnlich etwa wie in irgendeiner anderen einstigen deutschen Residenzstadt. Und besonders stark wird dieser Eindruck in der alten Herzogskirche des Cordeliers — dort etwa, wo das alte in Stein gehauene und „primitiv“, doch aus starkem Gestaltungswillen entstandene wirkende Grabdenkmal des Grafen Gerhard von Vaudemont steht. Oder das herrlich geschnitzte Grabmal König René II. der gleichzeitig König von Jerusalem war. Oder die der Kirche angebaute Kapelle, die die Reste vieler lothringischer Herzöge, der direkten Vorfahren des letzten Kaiserhauses des alten Reiches, enthält. Indessen — auch das ist vielleicht ein Symbol — die Grabdenkmäler vor allem sind es, die die Erinnerung aufrechterhalten. Und seit die alte Herzogsherrschaft Lothringens zu Grabe getragen ist, hat sich das Antlitz der Stadt gewandelt.

Die Zeit des Polenkönigs

Zuvor freilich hat noch ein anderer dazu beigetragen. Der letzte Fürst auf dem lothringischen Thron, Stanislaus Leszczynski, einstiger König von Polen und Schwiegervater Ludwigs XV. Er war ein Fremdling hier im Lande, als er kam. Und Lothringen wurde damals von seinem Herzog der Kaiserkrone —

und der Ostpolitik — geopfert. Franz III., der noch in Nancy regierte, sollte die Kaiserstochter Maria Theresia heiraten. Frankreich sah wieder einmal, wiewohl es sich schon im Besitze des Elsass und der drei lothringischen Blätter Metz, Toul und Verdun befand, seine Sicherheit bedroht, wenn das alte Herzogtum zur Hausmacht des Kaisers gehören würde. Der Herzog wollte keinen Krieg. Zudem kamen die Ostpläne dazu, auf Grund deren Polen einen deutschen Fürsten, August von Sachsen, zum Herrscher bekommen sollte.

Beides wurde verkoppelt im Wege einer Art Tausch, bei dem die Völker nicht gefragt wurden. Der König von Polen trat zugunsten des deutschen Fürsten ab und erhielt als Reichsfürst unter Beibehaltung seines Königtums die östlichen Grenzlandherzogtümer Bar und Lothringen mit der Abrede, dass beide nach seinem Tode an seinen Schwiegersohn, den König von Frankreich, fallen sollten. So geschah es. Lothringen war geopfert, und die Bevölkerung war in keiner Weise damit einverstanden, sondern empfing den unerbetenen neuen Herrn zunächst sehr wenig freundlich.

Indessen — es ist nicht zu bestreiten, dass bei allen Schattenseiten des leichtlebigen und gesessenen Stanislaus dieser doch Nancys Rokokostadtbild formte — der Platz Stanislaus ist in der Tat einzigartig. Eine völlige Einheit im Aufbau, — Paläste aus einem Guss — der Triumphbogen (ohne dass an sich ein Anlass gewesen wäre, Triumph ausser über Frauen zu feiern), die schmiedeeisernen, vergoldeten Gitter Lamours, die Brunnen, die gärtnerischen Anlagen, hier spürt man die Hand eines Städtegestalters, dem eine Grösse nicht abgesprochen werden kann. Und man spürt noch sehr — Nancy ist eben doch nicht eine gewöhnliche Provinzstadt, mittlerer Grösse, auch wenn sie sich in ihren Hauptstrassen so gibt — sondern sie ist bis zu gewissem Grade auch heute noch ein Kulturzentrum dieser Landschaft und dieses lothringischen Volkes — eines Stammes, der sich seiner Eigenarten, seiner Kräftequellen und Fähigkeiten durchaus bewusst ist. Man findet hier noch in der Tat so etwas, wie es in Deutschland an fast allen Ecken und Enden erwachsen ist, einen eigenen bodenständigen Kulturkreis, der sein kulturelles Eigenleben erhalten hat, auch nachdem das politische längst dahingegangen war. In diesem Sinne ist der Stanislauplatz Symbol; und in diesem Sinne ist es sogar verständlich, wenn in einer Strasse so etwa alle Unternehmungen, von der Metzgerei über die Wäscherei und Buchhandlung oder Kunstschreinerei, den seltsamen Stanislaus in ihrem Firmenschildern zeigen, welcher auch heute in Bronze gegossen — mit langer Perle und majestätischer Handbewegung auf „seinen“ Platz hinunterstaut und zu dem Triumphbogen hinblickt.

Vom Stanislauplatz führt eine schmale Strasse zur Kathedrale. Diese Kathedrale wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts nach den Plänen des italienischen Architekten Giovanni Battista, — wie überhaupt der Einfluss der italienischen Kunst zur Zeit der lothringischen Herzöge sehr gross war. 1703 wurde mit dem Bau begonnen. 1742 wurde die erste Messe in der neuen Kirche zelebriert. Sie ist ein typischer Bau der Spätbarockzeit, deren Inneres trotz aller etwas düsteren Pracht den Besucher kalt lässt. Und doch gehört sie zum Wesen dieser Stadt, in der sich von alters her deutsche, französische und italienische Kultureinflüsse gekreuzt haben.

Duchquet hat hingegen den Triumphbogen auf der anderen Seite des Stanislauplatzes, so steht man wiederum auf einem völlig einheitlich gestalteten Platz, der „Carrière“, auf der sich das Gouvernementsgebäude befindet, ebenfalls ein unter Stanislaus an Stelle eines alten Schlosses errichteter Bau. Callot hat diesen Platz mehrfach in seinen Stichen verewigt. Hinter ihm schliesslich liegt die Pöpinlere, der grosse „Garten“ Nancy, in dessen Gängen man das Treiben der Grosstadt völlig vergessen kann.

Eine Stadt der Arbeit

Verlässt man jedoch diese Plätze, so beginnt die Stadt der Arbeit, die Stadt einer in ihrer Form eintönigen französisch gewordenen Provinz, deren Leben weniger von der 1789 hier verlegten Universität als von den grossen Werken der Umgebung bestimmt wird. Hier schlägt der Puls der neuen Arbeit. Doch ihr Bild ist noch das des 19. Jahrhunderts, mit langen grauen Strassenzeilen, die nur hin und wieder durch ein altes Tor unterbrochen werden, mit Menschen, deren Leben durch die Arbeit in den Hütten und Werken bestimmt wird, indessen auch mit Bildern, die von den deutschen Bildern der „Schönheit der Arbeit“ noch weit entfernt sind. Kein Wunder, wenn die zurückkommenden Arbeiterurlauber hier oft die Vorräte deutscher Arbeitsstätten auch ihren Landsleuten gegenüber ins rechte Licht stellen. Hier ist die prunkvolle Residenz Stanislaus Leszczynskis versunken. Und doch liegt in der Arbeit der Geist und die Lebensform auch des neuen Lothringens begründet. Hier herrscht das Leben. Das andere ist — trotz der Schönheiten, die Bewunderung verdienen mögen — Kullisse, versunkene Welt. Das Neue aber wird noch einmal seine ihm gemässe Gestaltung finden, aufbauend auf wirklich alter lothringischer Art und Geschichte, aus der nun einmal jeder Stamm seine Kraft schöpft. Der Ansatz findet sich dazu bereits in manchen moderner eingerichteten Werken der näheren und weiteren industriellen Umgebung der Stadt.

Dr. H. P. DANIELCIC

Die Nacht über dem unsichtbaren Wall

Erste Abwehr eines nächtlichen Einflugs vor der niederländischen Küste

PK. Im Westen, Anfang Oktober.

DER Mond schwebt als rotglühender Block in einer mächtigen Wolkenzange. Bläuel wird er gähnbar zu einem dünnen Lichtsack zusammengepresst. Heller als sein Licht flimmert die von unseren Bootleuten aufgewühlte See in ungewissen Phosphorglanz. Wir fahren nächtliche Sicherung vor dem unsichtbaren Wall der niederländischen Küste.

Unsere Männer lehnen mit ihren Schwimmwesten an den Geschützen. Gischtschleier hüllen sie ein. Die Motoren überbönen das gleichmässige Rauschen des Heckwassers, das in einer hellgrünen Kaskade dem Antriebsboot entgegengeschleudert wird. Wir können uns nur auf unsere Augen verlassen; in unseren Ohren dröhnen die Motoren. Obgleich wir der Küste nahe sind, sehen wir ihre vielgegliederten Dünen nicht.

Unsere schnellen Boote sind ein Teil dieses Walls. Anschläge zur See wehren sie im Vorfeld ab. Zwischen den Booten und dem minenbewehrten Strand lauert unter und über Wasser der Tod auf den Angreifer.

Auch heute nacht fliegen eine Geschwader hinter uns hoch über die See hinweg. Sie greifen den Wall nicht an. Er ist für sie die erste Schwelle zu den Räumen, in die zivilisierte Völker den Krieg nicht hineinzufragen pflegen: unsere Frauen und Kinder, Kranken und Greise wollen sie treffen und das arbeitende Volk! Ihnen geht es nicht um unsere Rüstungsfabriken. Im dichtbesiedelten Westen demonstrieren sie ungewollt ihre wahre Kriegsbasis: die brutale Vernichtung.

Ein Lichtstrahl schneidet drüben in die Nacht empor, tastet sorgfältig einen Wolkenrand ab, um plötzlich wieder in sich zusammenzufallen. Dann flammen mehrere Scheinwerfer gleichzeitig auf. Ihre Lichtbahnen überschneiden

sich nach kurzem Suchen zu einem drohenden ätherischen Stundenglas.

Vor dem wabernden Feuer der Flakbatterien werden die Dünen des Walls sichtbar und hoch darüber die berastenden Sterne der Granaten, die den Schnittpunkt der Scheinwerferstrahlen umtanzen. Sie entzündeln die erste Fackel: ein Flugzeug brennt. Das Stundenglas löst sich in einzelne Lichtbahnen auf. Die Fackel sinkt herab, fängt sich in einer Kurve auf, aus der sie wie ein rasender Komett den Dünen zustrebt. Bevor sie den Boden erreicht hat, flammt ein neues Licht auf, das der ersten Fackel nach unten folgt. Drei, vier, fünf Flugzeuge brennen. Jedes endet in einem Schrei bizzarer Flammen auf dem Dünensand. Bis zu uns her meinen wir den Luftdruck der krepierten Bomben zu spüren.

Über der See wirken unsere Nachtjäger. Ein grosser Bomber fängt Feuer. Sein Flammenbündel scheint nach langem Gleiten an einer Stelle zu schweben, um plötzlich, in feurige Körner aufgelöst, wie aus einer hohlen Hand in die Wogen zu rieseln.

Welt hinten im Land flammen Sterne und Fackeln. Unsere Gedanken eilen ihnen voraus nach Hause. Deutlich tauchen die Bilder des letzten Sonderurlaubs auf: die leeren Fensterhöhlen der Häuser, die durch den Fleiss von Generationen erworbenen Möbel unter dem Schutt gebrochener Wände, das alte Rathaus, das 900 Jahre Wetter und Wind und allen Kriegen getrotzt, in einen wüsten Steinhafen verwandelt. Die Kirchen zerstört wie die Wohnhäuser rundum. Vor wenigen Wochen assen wir noch im Keller beisammen. Fast eine Stunde lang bebte das schwer angeschlagene Haus.

Unsere Männer lösen sich auf dem Achterdeck ab: der Koch hat für sie eine Schokoladeuppe gekocht. Die Oberkörper weit über die Teller gebeugt, versuchen sie die Suppe vor dem Gicht zu schützen. Viele

unter ihnen sind auch mit ihren Gedanken daheim in den bombengefährdeten Gebieten. Indem unsere Familien uns Ursache gaben, auf sie stolz zu sein, nahmen sie uns eine Last von unseren Herzen: wir haben trotz allem den Rücken freigelegt.

Das Führerboot signalisiert: Gegenkurs! Wir folgen ihm, mit Doppelgläsern unentwegt die See absuchend. Der Wall bleibt unseren Blicken wieder verborgen. Die Geschütze schweigen.

Beim Rückflug versuchen die feindlichen Geschwader dem Feuer auszuweichen: an einer anderen Stelle der Küste kreuzen sich wieder die Scheinwerferbahnen, flammt das Mündungsfeuer und gelatern die Sterne der krepierten Granaten. Bevor drüben eine Fackel aufleuchtet, zerreiht ein Bündel heller Blitz vor uns die Nacht. Fast gleichzeitig schlagen rechts davon aus einem feindlichen Flugzeugrumpf kleine Flammen heraus. Nach einem zweiten Feuerstoss fängt die ganze Maschine Feuer. Zwei Motoren lösen sich mit brennenden Tanks aus einer Fläche und eilen dem Rumpf voraus in die See. Auch über der Küste sinken wieder brennende Flugzeuge herab. Wo sie auch den Wall überfliegen, in Holland oder am Atlantik, Tag und Nacht wehren Kanoniere und Jäger mit allen Kräften ab. Wir fahren unsern Stützpunkt zu. Weit im Westen glimmt brennendes Öl auf der See: ein flammendes Grab. Meinen die Besatzungen der Maschinen, die England erreichen, etwas überwinden zu haben? Können sie einen Sieg feiern? Sie sind es, die ihr Schuldkonto von Flug zu Flug anreichern. Je öfter sie ihre Maschinen nach einem Terrorflug auf den Plätze der Insel ausrollen lassen, immer wieder von ihrer Führung, ihrer Presse, ihren Atellierfilmen, ihrem Funk gelobt, desto schwerer wird unsere Vergeltung über sie hereinbrechen.

Kriegsbericht H. PETERSON

Reichstag in Besançon

Burgundische Vision von P. H. Danielcik

In engen Strassen drängt sich fahrendes Volk. Und auch die Bürger der alten Reichsstadt haben ihre Häuser verlassen. Von den Fenstern hängen bunte Tücher. Sie sollen die grünen, die heute aus allen deutschen und burgundischen Gauen, aus Italien und den weiten Ländern Europas hierherkommen, den Tag des Reiches zu begehnen, den der Kaiser einberufen. Sie sind alle gekommen. Die Herren von Flandern und Brabant, vom Rhein und aus Schwaben, der dunkle Löwe von Braunschweig. Die Gesandten der Städte Deutschlands und die askanischen Fürsten von der Elbe, der Lombard, die Ritter aus Burgund und Österreich, aus Franken, Sachsen und Bayern. Lang war der Weg über die Strassen der Alpen, durch die Täler der Vogesen und des Jura. Aber jetzt sind sie da. Friedrich der Erste, Barbarossa zubeamt, wird heute in seiner Stadt Besançon einziehen. Die Stadt, in der er wenige Jahre zuvor zum ersten Male die blonde Beatrix gesehen, die heute an seiner Seite reiten wird — die junge blonde Kaiserin des Reiches, das Kind dieses sonnigen Landes an Saone und Doubs.

Von der Porte de Villetie erklingen die ersten Trompetenstöße. Die Herolde reiten voraus. Sie tragen das Banner des Reiches, die Wimpel Schwabens und der Stadt. Da weht der schwarze Kaiseradler im goldenen Felde. Und dort die rote Kriegsflagge des Reiches. Und die weiss-roten Fähnlein Schwabens und Lotharingens. Ein Jauchzen hebt sich im Volk. Schon kommen die ersten Fürsten. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern und Vetter des Kaisers, voran. Und dann die anderen alle — als Wegbereiter des Herrschers. Und dann — zum Orkan schwillt das Jauchzen des Volkes — er selbst, Barbarossa, stolz, hochgewachsen, königlich. Zart und zierlich wirkt neben ihm die junge Kaiserin auf dem weissen Zelter. Grüssend nach allen Seiten, blumenüberschüttet reitet er gemessen durch die Menge die enge Strasse zur Kathedrale hinauf. Der Kardinal des Papstes selbst wird dort die Messe zelebrieren, die den Reichstag eröffnet. Und dem Kaiser folgt in schler unübersehbarer Menge der Hofstaat und die Gesandten der fremden Mächte, die im Kaiser den Ordner Europas, den Friedensbringer sehen, die Gesandten Englands und Frankreichs, Dänemarks, Ungarns und Kastiliens und anderer europäischer Fürsten und Städte. Hier ist Europa versammelt, und die Bürger der Stadt am grünen Doubs wissen es und sind stolz darauf. Dann, in einer goldenen Karosse, naht der Kardinal Roland, Gesandter des Papstes Hadrianus. Auch er im Gefolge des Kaisers und selbst gefolgt von vielen kirchlichen Würdenträgern. Er schlägt das Kreuz über der Menge, segnet sie, und andächtig beugen alle die Knie vor dem Boten des Heiligen Vaters, der zum Kaiser gesandt war, Frieden zu verkünden, wie sie meinten. Ernst freilich und mit zusammengepressten Lippen blickt das hager Gesicht des Kardinals über die Menge. Dann hält die Karosse vor dem Portal der alten Kirche, die der Kaiser schon betreten. Langsam durchschreitet der Kardinal das Portal. Orgeln erklingen. ... Te Deum laudamus. ... Denn Friede herrscht wieder auf Erden.

Zwei Stunden später füllt eine glänzende Versammlung von Fürsten den Festsaal. Erhöht steht der Thron des Kaisers. Und nun erhebt er sich selbst und heisst die Herren und Ritter, die Gesandten der Städte und fremden Fürsten willkommen. Einer nur fehlt noch in ihrer Mitte — der Kardinal.

Von einem der hohen Bogenschnitter blickt einer der Männer auf Stadt und Tal des Flusses. „Ein herrliches Land, das Beatrix dem Kaiser brachte. Ein Land, das es wert ist, den grössten der lebenden Menschen als Herren zu haben“, meint der Ritter aus Schwaben zu seinem Nachbarn, Otto von Wittenbach. Dieser nickt: „Möge es immer ein Schild des Reiches bleiben. Doch etwas dünkt mir noch mehr wert zu sein: dass er dem Reich den Frieden gebracht. Und das Recht.“

Wusst ihr noch, erst zwei Jahre sind es her, da wir uns in Italien schlugen, da uns die Veronesen an der Etsch aufauflauten, da die Mailänder sich erhoben hatten, da im Reich Zwist herrschte. Und nun — Friede, Einigkeit, Gerechtigkeit, nicht nur im Reich, auch in Europa — dank ihm, der mit ebenso starker wie milder Hand das Zepter hält. Da drüben, sich den Engländer, die neuen Verbündeten — und dort, die Dänen und Ungarn, die noch vor Jahrzehnten unsere Grenzen beunruhigten. In gemeinsamem Willen zu gemeinsamen Werken des Friedens sind sie hier!“ „Wahrhaftig“, nickt der schwäbische Ritter, „unser Land kann stolz sein, einen solchen Mann geboren zu haben. Und selbst gegen die Mächtigen geht er vor, wo es vonnöten ist. Macht ihr vom Löwen gehört?“ „Gewiss“, spricht der andere. „Der Kaiser hat auch ihn in fester Hand, er sieht es gern, wenn jener im Norden und Osten Ordnung schafft, die Grenzen des Reiches schirmt und erweitert — doch hält er ihn im

Zaume, dort, wo das Recht es heisst. Denn grösser als des Löwen Herrschaft selbst ist sein Drang nach Macht. Die Holsteiner haben's gespürt.“ „Doch saget mir nichts gegen seine Ostzüge“, fällt einer der stämmigen sächsischen Herren ein. „Nicht nur in Burgund, auch dort schlägt deutsches Heer und Schicksal.“ „Ich weiss“, gibt der Wittelsbacher zurück, „auch dort, doch auch im Süden und hier, überall, wo das Reich Europa und den Frieden schirmt. Doch sehet, der Kardinal naht.“

In der Tat — der Gesandte des Papstes tritt jetzt den Raum, und der Kanzler des Reiches, Rainald von Dassel, führt ihn vor den Thron. Schweigen liegt über der Versammlung. Nun steht der Kardinal vor dem Kaiser: „Hadrianus IV., Diener Gottes und durch Gottes Gnade oberster Bischof der Christenheit, entbietet seinen Gruss seinem Sohne Friedrich, dem erlauchten Kaiser des Heiligen Reiches.“ Langsam, monoton, nicht zu laut klingt die Stimme des Kardinals. Jedes der lateinischen Worte gleichmässig betonend. Minuten um Minuten verstreichen. Nicht alle verstehen die Worte. Hier und da gibt es ein leises Geflüster. Der Kaiser sitzt unbeweglich, aufmerksam den Worten folgend. Nun hat der Kardinal geendet. Barbarossa erhebt sich und gibt das Sendschreiben, das jener ihm überreichte, dem Kanzler weiter. Dieser wiederholt die Botschaft in der Sprache des Reiches. Und nun merken sie auf, die Herren aus den Gauen und fremden Staaten, die Ritter und Ratsherren — es handelt sich offenbar um irgendeine Geschichte eines skandinavischen Bischofs.

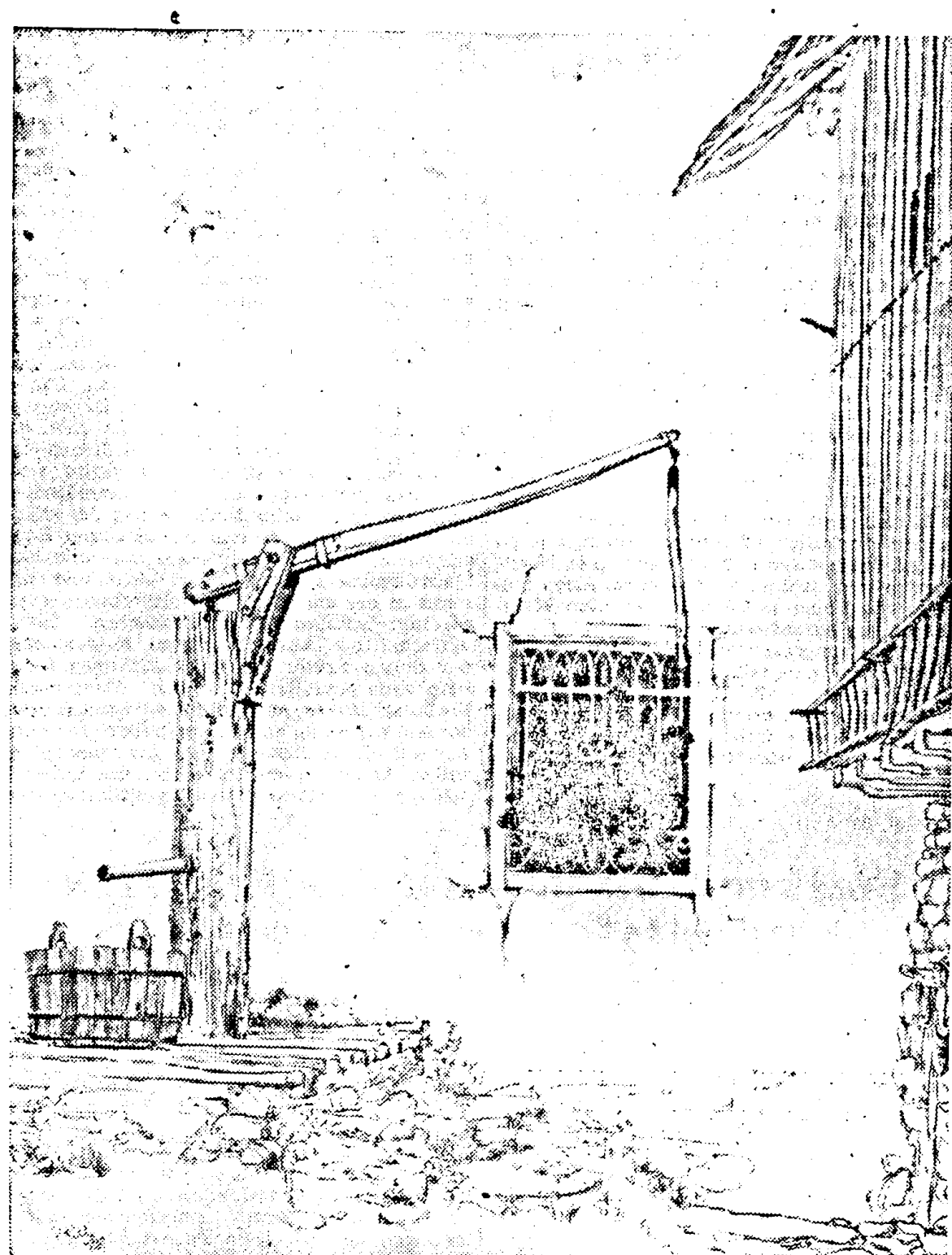
Weiter liest des Reiches Kanzler die Botschaft seiner Heiligkeit. Liest von der herzlichen Liebe des Papstes zu seinem ruhmreichsten Sohne — hier und da räuspert sich mancher der deutschen Ritter leise.

„Und“, so fährt Rainald von Dassel fort, „so würden wir, Hadrianus, uns mit Recht freuen, wenn es möglich gewesen wäre, dass dieser Majestät noch grössere Lehen aus seiner Hand empfangen hätte.“ Der Wittelsbacher blickt auf. Was war das? Schneidend klingt seine Stimme durch den Saal, hinweg über den ganzen Reichstag. „Ein Lehen... Seit wann ist das Reich des Kaisers Lehen aus der Hand des Papstes?“ Und Murren und erregte Rufe mischen sich in seine Worte. Der Kanzler bleibt ruhig und gelassen. „Nur das lese ich, was Seine Heiligkeit schreibt, nichts anderes!“ Jetzt tritt der Löwe vor, drohend, bestimmt: „Wiederhole, Kanzler.“ Und von neuem liest Rainald die Worte. Lauter wird die Empörung. „Was sagt ihr dazu, Kardinal?“ fragt der Löwe, und seine Stimme zittert vor Erregung. Kalt blickt der Kardinal auf den Fürsten. „Von wem hätte der Kaiser denn das Reich, wenn nicht vom Papst?“ Einen Augenblick herrscht Totenstille. Dann aber bricht es los — ein einziger Schrei der Empörung. Der Wittelsbacher stürzt mit gezücktem Schwert auf den blickenden Roland. Doch der Kaiser tritt dazwischen. „Nicht so, Graf Otto!“ Und er hebt die Hand. „Legsam ebbend die Wogen des Sturmes ab. Doch finstlich blicken die Herren auf den Legaten des Papstes. Der Kaiser aber hebt die Stimme: „Die Antwort auf eure Frage — Ihr habt sie erhalten, Kardinal. Ich sage euch: Verlasst sofort und auf den kürzesten Wege das Reich. Eine Wache wird euch begleiten — dass ihr den kürzesten Weg nicht verfehlet. Es ist notwendig, um des Friedens dieses Reiches und Europas willen. Eurem Herrn, dem Bischof von Rom, werden wir die Antwort geben, die ihm zukommt. Und wisst eines: Wir, der Kaiser, geben Gott, was Gottes, der Kirche, was der Kirche ist. Aber Gott hat Reich und Kaiser zum Hüter der Ordnung und Gerechtigkeit eingesetzt auf alle Zeiten. Und das Recht werden wir zu wahren wissen, wie auch den Frieden in unserem Reich!“

Eisiges Schweigen ist eingetreten, da der Kaiser sprach. Jetzt bricht es erneut los — aber wieder gebietet Barbarossa Ruhe. „Der Gesandte mag gehen — niemand darf ihn hindern noch ihn verletzen. Doch wird gesorgt, dass er aufs schnellste unser Reich verlässt.“

„Blass geworden, tritt Kardinal Roland zurück, wendet sich dem Ausgang zu, verlässt den Saal. Und Heinrich der Löwe tritt vor, bringt das Hoch auf den Kaiser aus, den Schützer Europas und der Christenheit, den Schützer vor den äusseren und den inneren Feinden.“

In Besançon aber läuten die Glocken ihr Friede auf Erden, als der Kaiser an der Seite seiner jungen Gemahlin, der Tochter dieses Landes, den Saal des Reichstages verlässt, und durch die jauchzende Volksmenge heimwärts zu seiner Pfalz reitet. In der Hand trägt er den Reichsapfel. „Europas Ordnung liegt beim Reich“, murmelt der von Wittenbach, als er nach dem Kaiser den Saal verlässt. Und der englische Gesandte nickt dazu.



Improvisation

Es ist gewiss nicht mehr als geistvolle Improvisation, die der Düsseldorfer Maler Walter von Wecus, auch als Bühnenbildner bekannt, über ein im Original gar nicht kleines Blatt gebreitet hat, mit einer disponierenden Sicherheit freilich, die nur dem aus reicher Erfahrung gewonnenen Können möglich ist. Es sind vielerlei Notizen des Angeschauten darin: wie ein bereits bröckelnder Mauerwerk gefügt ist, wie das alternde Holz krumm wird, wie handwerklich präzise so ein Zuber gebaut wurde. Und die Liebe zum Kleinen: da senkt sich eine Terrasse mit Rasen, mit Steinchengröll und zitternden Grashalmen dazwischen herab, da wächst aus dem männlichen Brunnenbaumstamm das Scharnier des Hebelbalkens und kreist so sicher das dunkle Fenster ein mit den im Werk selber durch leuchtende Ölkreide dezent bunt herausgehobenen Blumen zwischen dem zierlichen Eisenstabornament. Hier ist die geförnte Mitte, auf die alles seine Drumherum bezogen ist. Der helle Freiraum des Blattes betont, unterstützt, umspielt weich die leise melodisch geschriebene Dinglichkeit und bestättigt ihre graziöse Gestalt.

DIETER KORBER

Der Gallische Krieg

Erzählung von Adolf Eidens

DAS Abteil war dicht besetzt, mit lauter Herren übrigens, die dennoch, getreu der Höflichkeitssprache, zusammenrückten, als sich noch ein neuer Gast durch die Türe quetschte und schnauhend Platz nahm. Es gelang ihm, was zunächst unmöglich erschienen war, Hut, Mantel und Koffer zu verstauen und dann auch sich selbst vorsichtig zwischen die übrigen Reisenden zu placieren.

Es war, trotz der Fülle, ein stilles und in Schweigen gehülltes Abteil, in das der Neuling hineingeraten war: jeder hielt sich, was ja für den anderen meistens das angenehmste ist, für sich, einige liessen ihre Zeitung, andere versuchten mit List und Tücke ein wenig zu schlafen. Also holte auch er alsbald ein Buch aus der Aktenmappe. Als er es aufschlug, sah man auf dem Umschlag den Titel „Cäsar, Der Gallische Krieg“.

Dabei war unschwer zu erkennen, dass der Herr, der nun seine Brille auf die Nase schob, weder ein befähigter Althilfologe noch ein Generalstabler in Zivil war, der hier eine Mussestunde mit einschlägiger Fachliteratur auszufüllen gedachte, vielmehr schätzten wir ihn wohl mit Recht auf einen Kaufmann, der sich, fern von solchen Ambitionen, rasch am Kiosk ein Buch besorgt hatte, um damit die Fahrt zu verkürzen. Und da Bücher rar sind, mochte er, in kriegerischen Zeitaltern ohnehin, diesen „Gallischen Krieg“ erstanden haben, in der Erwägung: lieber den alten Cäsar als gar nichts.

Vielleicht aber hatte er auch in flüchtigem Erinnern an längst entschwundene und überstandene Pennälerjahre an den „Pons“ gedacht, den unsere besorgten Erzieher ehemals gern als „Eselbrücke“ zu bezeichnen pflegten, der uns aber dennoch manche unbeschwerte Stunde vermittelt, wenn der Urtext des Gaius Julius Cäsar mehr Schwierigkeiten bereitete, als unseren sonstigen Plänen in damaliger Zeit dienlich war. Uns jedenfalls kamen solche Reminiszenzen, und wir konnten es nicht unterlassen, ab und zu in einen Seitenblick in den wohlbekannten gelben Reclam-Band zu werfen.

Der Nachbar schien es nicht zu bemerken, sondern blätterte umständlich eine Weile in seinem Büchlein, um dann die umgebogene Ecke auf Seite Römisch XI zu entdecken, wo er offenbar vor dem Umsteigen in unser Abteil stehengeblieben war. Er rückte die Brille zurecht, und es sah nun aus, als ob er sich erneut in seine Lektüre zu vertiefen gedachte. Doch es war ein Irrtum, denn es wahrte nur wenige Minuten, bis ihm der „Gallische Krieg“ sachte aus den Händen glitt, der Leser war friedlich eingeschlafen.

Wir nahmen das Buch vom Boden auf, und während der andere, vorsichtig zwar, doch immerhin ein bisschen zu schnarchen begann, schmökerten wir drin herum: mit einigem Respekt, wie wir nicht verschweigen wollen, vor Gaius Julius sowohl wie unserem alten Lateinlehrer, freilich kam er wohl etwas zu spät, nachdem beide schon so lange tot sind.

Das Jahrhundertjubiläum der Sonnenfleckperiode

Untersuchung von Professor Dr. Adrian

SEIT uralten Zeiten wurde sich der Mensch der Abhängigkeit seines Lebens von der Sonne bewusst. Ihr scheinbarer Rundgang am Himmel bestimmte den Wechsel von Tag und Nacht, und aus ihren veränderlichen Tagesbahnen merkte man den Ablauf des Jahres. Nach unserem heutigen Wissen ist es allerdings nicht die Sonne, sondern die Erde, welche die wichtigsten Zeiteinheiten liefert, denn ihre Achsendrehschwindigkeit um den Tag, und mit ihrem Umlauf um die Sonne hängen die Jahreszeiten zusammen.

Über das Wesen und die physikalische Natur des himmlischen Feuerballes war man im Altertum und auch im Mittelalter gänzlich im unklaren. Erst die Erfindung des Fernrohrs konnte darin Wandel schaffen, denn mit ihr begann die wissenschaftliche Sonnenforschung. Die Anwendung des neuen Instruments führte denn auch sehr bald zur Entdeckung der Sonnenflecken. In den Jahren 1610 und 1611 waren es drei Himmelsforscher, die nämlich gleichzeitig Flecken im Fernrohrbilde der Sonne wahrgenommen haben, nämlich Fabricius in Ostfriesland, Galilei in Pisa und Scheiner in Ingolstadt. Der gelehrte Doppparrer Fabricius hat das Verdienst, zuerst etwas darüber veröffentlicht zu haben, und mit Galilei berühmten Namen hing es zusammen, dass weitere wissenschaftliche Kreise von der Sache Notiz nahmen. Doch war der Jesuitenpater Scheiner derjenige, der mit ganz besonderer Sorgfalt und Ausdauer die Flecken auf der Sonne verfolgte und zahlreiche Sonnenbilder zeichnete. Dabei benutzte er ein Keplersches Fernrohr, das ihm bei passender Einstellung erlaubte, das Sonnenbild auf einem weissen Papierschirm aufzufangen und ohne Anstrengung des Auges auf Flecken zu untersuchen. Galilei dagegen schaute durch sein selbstgebautes Fernrohr ohne Blendglas. Allerdings hat er seine Beobachtungen, um den stärksten Glanz zu vermeiden, bei niedrigem Sonnenstande ausgeführt, doch hat man in ihnen wohl den Grund dafür gesucht, dass ein fortschreitendes Augenleiden zu seiner Erblindung führte.

Der zeitweilige heftige Prioritätsstreit zwischen den Entdeckern trug viel dazu bei, dass man sich für dieses neue Forschungsgebiet interessierte. Zwar haben damals Buchgelehrte, die im Banne der Philosophie des Aristoteles standen, die Möglichkeit von Sonnenflecken beharrlich bestritten: die Sonne, dieses Symbol der Reinheit und Vollkommenheit, könne unmöglich Flecken haben. Doch war ihr Widerspruch lächerlich gegenüber den untrüglichen Wahrnehmungen. Es kam noch hinzu, dass die Fleckenbeobachtungen wichtige astronomische Tatsachen herausbrachten. Aus den Fleckenbahnen konnte man mit Sicherheit schliessen, dass die Sonne eine Achsendrehschwindigkeit hatte: diese vollzieht sich, von der Erde aus gesehen, in rund 27 Tagen. Somit hat die Sonne auch zwei Pole und einen Äquator, die Ebene desselben weicht, wie schon Scheiner richtig gefunden hat, um 7 Grad von der Erdbahnebene ab. Ferner wurde festgestellt, dass zwei Zonen, die symmetrisch parallel zum Äquator verlaufen, besonders viele Fleckenbildungen zeigen. Neue Erklärung der Flecken wurde auch versucht, doch musste die spätere Forschung die dabei vorgebrachten Meinungen verwerfen.

Es ist nun recht bemerkenswert, dass dieser grosse Aufschwung der Sonnenbeobachtungen allmählich wieder zurücktrat. Nur einige Astronomen richteten gelegentlich ihr Fernrohr auf die Sonne und erkannten dabei, wie sehr veränderlich die Flecken hinsichtlich der Zahl, der Grösse und der Dauer ihrer Erscheinung waren. Aber gerade dieser Umstand bewirkte, dass das Interesse erlahmte, denn das scheinbar regellose Auftreten bot nur wenig Anreiz für wissenschaftliche Untersuchungen.

Der Stillstand auf diesem Gebiete hat rund zwei Jahrhunderte gedauert. Dann begann in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Liebhaberastronom sich mit grossem Eifer den Beobachtungen der Sonnenflecken zu widmen. Es war der Apotheker Heinrich Schwabe in Dessau der in seinen freien Stunden neben botanischen auch astronomischen Studien oblag. Um seine wissenschaftlichen Arbeiten gründlicher betreiben zu können, verkaufte er seine Apotheke und zeichnete nun mit Hilfe einer guten Fernrohr täglich Sonnenbilder, wenn das Wetter es irgend erlaubte. Neben der Zahl und Grösse der täglichen Flecken registrierte er auch die Anzahl der fleckenlosen Tage während eines Jahres. Dabei trat ihm die Ausprägung einer Periode deutlich entgegen, innerhalb welcher die jährlichen Unterschiede der Fleckenzahlen recht gross waren. Seinem Eifer war es also gelungen, die Fleckenbildungen auf der Welt des Zufalls herauszuheben und sie einem geregelten Geschehen zuzuführen.

Damit ist der Namen Heinrich Schwabe für alle Zeiten in die Geschichte der Himmelskunde eingegangen.

Die Veröffentlichung seiner Entdeckung in der Fachzeitschrift „Astronomische Nachrichten“ geschah 1843, also jetzt vor 100 Jahren; sie erregte mit Recht Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt. Zwar hatten seine Aufzeichnungen ihn zu einer Periode von annähernd 10 Jahren geführt, aber diese Ungenauigkeit ändert nichts an der Wichtigkeit des Hauptresultates, dass eine Periode vorhanden ist. Bei Fortsetzung der Beobachtungen und ihrer Ergänzung durch frühere Aufzeichnungen erhielt später Rudolf Wolf in Zürich den besseren Wert von 11 $\frac{1}{3}$ Jahren. Es handelt sich dabei aber nur um einen Durchschnittswert, von welchem die einzelnen Fälle mitunter recht erheblich abweichen. Die Sonne befreit sich in dieser Hinsicht durchaus nicht einer astronomischen Pünktlichkeit, sondern will ihr Eigenleben in einer gewissen Freiheit ausgestalten. Doch spricht man gewöhnlich von einer elfjährigen Fleckenperiode.

Der genannte Schweizer Astronom hat auch eine ziemlich einfache Methode angegeben, wie man die täglichen Fleckenbildungen mit guter Bewertung in einer Zahl ausdrücken kann. Die Sonne bekommt Zensuren, hat man scherzweise gesagt. Doch haben diese sogenannten Fleckenrelativzahlen sich als ein wichtiges Hilfsmittel zur Beurteilung der Sonnentätigkeit erwiesen, namentlich auch, wenn

Der Turm

Von Adolf Eidens

Rot ist der Stein,
den die Väter aus den Bergen brachen,
als sie sprachen:
Hier soll es sein!

Sie bauten den Turm.
Und kannten auch in Gefahren kein
[Zagen —
hoch sollt' er ragen,
nun trotz er dem Sturm.

In goldenes Licht
taucht die Sonne die mächtigen Quadern,
in ihren Adern
vergeht es nicht.

man ihren Zusammenhang mit irdischen Erscheinungen, wie z.B. magnetischen Schwankungen und Polarlichtern, ermitteln will. Ferner kann man mit Hilfe von Durchschnittszahlen für Vierteljahre und Jahre den Verlauf einer Periode gut erkennen und verschiedene Perioden miteinander vergleichen. Dabei hat sich deutlich gezeigt, dass die Kräfte, die bei der Fleckenbildung auftreten, beim Höchstmass der Entfaltung im sogenannten Fleckenmaximum einen verschiedenen Grad erreichen.

Was nun die Sonnenfleckperiode anbetrifft, in der wir uns gegenwärtig befinden, so zeigte sie ein besonders stark ausgeprägtes Maximum im Jahre 1937. Seitdem ist ein zuerster langsamer, dann allmählich schnellerer Rückgang der Sonnentätigkeit eingetreten. Zur Zeit hat das Sonnenbild an manchen Tagen gar keine Flecken, so dass man für das kommende Jahr 1944 ein Fleckenminimum erwarten kann.

Ganz kurz möchte hier noch erwähnt werden, dass nach den heutigen Anschauungen die Flecken durch Strömungen in der gasförmigen Sonnenoberfläche entstehen, die zu Wirbelbildungen führen. In diesen Wirbeln steigen dann Gase und Dämpfe aus dem Inneren der Sonne hervor, die infolge einer schnellen Abkühlung eine Temperaturverminderung erfahren und daher dunkler erscheinen.

Ein neuer Astronom hat die Fleckenperiode als das grosse Atemholen der Sonne bezeichnet. In der Tat kann man sich vorstellen, dass an ihrer Oberfläche die beiden Hauptkräfte, die der Sonne entgegenwirken, die Schwerkraft und der emporschiebende Gasdruck, gegeneinander kämpfen. Doch hält man gerade den rhythmischen Verlauf dieses Kampfes, wie er sich in der Periode ausprägt, für ein geeignetes Schutzmittel gegen den Eintritt einer Sonnenkatastrophe.

SOMMERWIND ÜBER TORMÖHLENSHOF

ROMAN VON ALBERT GLOY Copyright 1943 by Deutsche Zeitung in den Niederlanden

Auf allen Feldern klapperten schon die Mähmaschinen, und ein Fuder nach dem andern kam die Dorfstrasse herauf. Nur auf der Achse des Petershofs rührte sich niemand. Der Bauer hatte bis dahin mit den Mägen alles allein beschiedet. Gefangene, landfremdes Volk, wie er sie nannte, hatte er nicht auf seinem Hof haben wollen. Die Nachbarn hatten selber alle Hände voll zu tun. So gab es nirgends eine Hilfe, und die Körner sprangen schon aus den überreifen Ähren. Die alte Magd lief händelnd durch das Haus und Christine war ratlos. „Wozu ernten! Wer ist denn das Brot von meinen Äckern!“, hatte der Bauer gestöhnt, als sie ihn an seine Pflicht erinnerten.

Damals war ein grosser Fliegerangriff auf die Stadt jenseits der Bucht. Tausende wurden obdachlos. Frauen und Kinder flüchteten bis hierher. Auch auf den Petershof kamen sie. Eine Mutter mit ihrem fünfjährigen Jungen stand auf der Diele, und die Magd, die sie nicht aufnehmen wollte, wollte gerade dem Kinde ein Stück Brot abschneiden. Da ging die Tür auf. Der alte Peters kam heraus. Mit wirrem Haar, struppiger Barbe und irren Augen stand er plötzlich vor den Fremden und starrte sie an. Stotternd erklärte die Magd, dass es Flüchtlinge aus der Stadt seien, und verschüttete sich die Frau nach der Schwelle zurück. Nur der Kleine, der sich zurückbeugen musste, um an dem grossen Mann hinaufzusehen, blieb unbesorgt. Er trat auf den Bauern zu und sagte: „Willst du mir nicht ein Stück Brot geben, Onkel?“

Der aber begriff plötzlich, wozu er ernten musste, und wer das Brot von seinen Äckern essen wollte. Er stürzte aus dem Haus in den Stall, um die Pferde zu holen, nach dem obwohl schon die Sonne sank, fuhr er in die Felder, in die Flut des reifen Korn. Er hatte sich wieder gefunden. Aber er ist nur noch ein Schatten seiner selbst.

„Und die Söhne waren unverheiratet?“

Frau Tormöhlen nickte. „Ein Hof ohne Erben. Nur Christine ist noch da. Wenn sie heiratet, verschwindet der Name der Peters für immer vom Hof.“

„Ja, das ist wohl das Schlimmste, was einen Bauern wie Peters treffen kann.“ Donat dachte daran, dass auch die Tormöhlen einen Hof durch Jahrhunderte besessen hatten, von dem nun nichts übriggeblieben war als ein Landhaus in einem Apfelgarten mit etwas Gemüse und Blumen. „Wie konnte Peters denn dulden, dass seine Söhne nicht heirateten? Sie hätten Kinder haben müssen! Das Alter hatten sie doch?“

„Ja, beide waren über fünfundzwanzig. Vielleicht ist das auch der Grund, dass er sein Schicksal so schwer trägt. Die eigene Schuld. Aber ich erzähle es Ihnen ein anderes Mal. Eben sehe ich Jürgen kommen, und Christine ist bei ihm.“

Jürgen war doch ein wenig bekümmert zu mut, als er den Petershof betrat. Ihm ging es wie so manchem Soldaten. Im Felde war er gewohnt gewesen, dass jeder Angriff seine Opfer kostete. An seiner Seite hatte er sie fallen sehen, Kameraden, mit denen ihn Wochen und Monate gemeinsamer Gefahr verbunden waren. Wenn er mit ihnen, keuchend vor Erregung und der letzten Anspannung der Körperkräfte, vor Deckung zu Deckung vorgestürzt war, zwischen dem Krachen der bestürzten Granaten, dem Säusen der Sprengstücke und unter dem Pfeifen der über sie wegstreifenden Gewehrgeschosse, bis sie im Nahkampf, schreiend und brüllend und um sich schlagend, die letzte Entscheidung erzwungen hatten, wie oft hatte er es da erlebt, dass der Kamerad zur Rechten und Linken plötzlich zusammenbrach und liegen blieb. Nachher, wenn sie ihn fanden, still und regungslos, von all der grossen Wallung, dem herrlichen Einsatz des jungen Lebens nichts übrig als der Friede, der sich wie eine Erlösung nach getaner Pflicht über die vorher so verzerrten Züge ausbreitete, dann hatte er

wohl den Verlust empfunden, wie einen plötzlichen Schmerz. Aber er war immer wieder gewichen vor der Erkenntnis der furchtbaren Notwendigkeit und vor dem Befehl zu neuem Einsatz.

Nun in der Heimat erlebte er die andere Seite. Das Weh der Hinterbliebenen, die lange noch blutende Wunde, das Nichtschönkönnen des Schicksals. Besser, gar nicht auf Urlaub zu fahren! ging es ihm durch den Sinn.

Gestern hatte er von Christine erfahren, wie furchtbar ihr Vater litt, noch immer nach mehr als einem Jahr. Für sie war es in dieser Zeit eine abgeschlossene Tatsache geworden. Sicher konnte sie mit den um zehn Jahre älteren Brüdern nicht so empfinden wie der Vater. So war es Jürgen ein Trost, sich in der Nähe zu wissen, und er hatte sie gebeten, dabei zu sein, wenn er käme. Es schien ihm fast, als könne ihm ein Vorwurf gemacht werden, dass ihn bisher noch kein Unheil getroffen hatte.

Sie kam ihm schon an der Tür entgegen, eine grobe Arbeitsschürze verdeckte ihre zarte Gestalt, und unter dem blauen Tuch, das sie um den Kopf gewunden hatte, stahl sich nur eben eine blonde Locke hervor. Sie reichte ihm mit einem Lächeln die Hand.

„Du triffst es gut, Jürgen. Vater ist überhaupt in den letzten Tagen so sanft wie lange nicht. Komm herein, und wenn du fertig bist, gehe ich mit dir an den Strand.“

Sie gingen durch die Seitentür in das Wohnhaus, das nach altriebschem Brauch von dem angebauten und vorspringenden Wirtschaftsgebäude mit den Ställen getrennt war. Auf dem Flur standen die alten Schränke und Truhen, Namen und Jahreszahlen waren hineingeschnitten und gaben an, wenn sie zuerst gedient hatten. Die Wände waren mit Eichenholz getäfelt, und auf dem Gesims, das herumlief, standen alte Gefässe aus Zinn. Es waren nur noch wenige, besonders alte und schöne. Die meisten hatten Jürgen und Christine zusammen schon vor Jahren zur Abgabe gebracht.

Sie wies mit dem Kopf nach der Tür, hinter der sich der Vater befand. Das ovale Fenster darin war von Innen durch einen blauen Vorhang verdeckt. Dann öffnete sie und liess Jürgen eintreten.

Christian Peters sass am Tisch, der mit Schriftstücken und Zeichnungen bedeckt war. Fast widerwillig schen er sich von ihnen zu lösen, als sich die Tür öffnete.

„Tag, Onkel Peters!“ Jürgen streckte ihm die Hand hin. „Störe ich dich auch nicht?“ Der Bauer sah ihn an, aber es schien Jürgen, als gingen seine Blicke durch ihn hindurch in eine grosse Ferne, und auch seine Antwort kam wie von daher, langsam und schleppend. „Stören? Worin? Mich kann niemand und nichts mehr stören.“ Dabei lag sein Kopf mit dem nun ganz weissen Haar und dem noch immer weitergebräuteten Gesicht auf die linke Schulter geneigt, als unterdrücke er dort einen Schmerz, und wie suchend strich er mit der rechten Hand über den linken Oberarm. „Setz dich! Schön, dass du gekommen bist, in meine Einsamkeit.“

„Du bist doch nicht allein, Onkel, du hast ja Christine.“ Ein flüchtiges Lächeln lief um den Mund, wie Jürgen jetzt bemerkte, nach der einen Seite verzogen war. Auch das Auge darüber schien kleiner geworden zu sein.

„Christine, geh und hol etwas zu rauchen.“ Peters langte über die Papiere nach seiner Pfeife und dem Tabak. „Was hast du da?“ Jürgen griff nach den Blättern.

„Ich habe es mir heute morgen herausgesucht. Es war schon gänzlich verkramt. Drei Jahre liegt das nun nutzlos da, und auch wohl für immer. Verbesserungen, die wir 39 vorhatten. Wie habe ich mit den beiden Jungs die Abende darüber gegrübelt und alles besprochen! Vorbei. Alles vorbei.“

Jürgen fühlte, wie der Bauer noch immer an den alten Plänen hing. „Willst du es mir nicht einmal erklären? Das kann doch alles noch Wirklichkeit werden.“

Wieder sah ihn der Alte von der Seite an, als sässe er ganz in der Ferne. Dann begann er, und allmählich kam Fluss in seine Worte, und die Stimme klang fester, dass Christine, die wieder ins Zimmer trat, aufhorchte und erstaunt zu Jürgen hinübersah.

„Ja, Christian Peters lebte noch, wenn ihm auch die Äste abgeschlagen waren. Er lebte mit seinem Boden, in dem er wurzelte. Seine Kraft und seine Wille würden noch leben und über die Äcker und Wiesen, den Wald und die Gräben wehen, wenn sie ihm längst eingesargt hätte. Wenn auf seinem Hof kein Peters mehr sass.“

Mitten im Strom seiner Gedanken überfiel ihn wieder der Schmerz. Müde sank die Hand auf den Tisch, die eben noch nach dem Wald wies, der allen Stürmen zum Trotz entstehen sollte und in hundert Jahren künden: Das

wuchs seit dem grossen Krieg auf dem Peterhof!

„Ach!“, stöhnte er, „es ist ja doch alles sinnlos! Wer wird dann hier auf meinem Hof sitzen!“

„Ich denke, Christines Kinder und Kindeskinde!“ Jürgen hatte ihm das plötzlich entgegengeschleudert, und Peters verstand den Vorwurf wohl. Nicht nur die Söhne, sondern auch die Töchter tragen das Blut des Vaters in sich.

Er stützte und blickte Jürgen starr ins Auge. „Lass aber fuhr er mit der Hand durch die Luft, als wische er eine fehlerhafte Rechnung aus. „Was weiss ich, wer einmal ihr Mann wird!“ Der uralte Brauch, dass die Töchter das Elternhaus verlassen und der Sippe ihres Mannes angehören, hielt ihn befangen.

„Onkel!“ Fast erbittert sah Jürgen ihn an. „Ja, das ist so! Es ist immer ein Fremder auf meinem Hof! Und wenn es Johann Wiemen, der Sohn meines leibhaften Vaters wäre, oder Ludwig Freers oder Jürgen Tormöhlen!“

Eine tiefe Röte überflog Christines Antlitz bei diesen Worten. Sie stand auf, stellte die Gläser auf den Tisch und schenkte den Wein ein, den sie vorher geholt hatte. Aber die Gläser klangen nicht fröhlich gegeneinander.

Als wollte der Bauer den Schatten verschwehen, den seine Härte zwischen sie geworfen hatte, fuhr er fort, und es sollte ein Scherz sein. „Ja, überleg es dir, Jürgen! Solch eine reiche Deern wie Christine gibt es weit und breit nicht wieder.“

Mit einem Ruck war das Mädchen aufgestanden und ging hinaus. Das letzte sich auf die beiden Männer, dass sie für eine Weile in Schweigen versanken. Endlich verabschiedete sich Jürgen und liess den Bauern allein.

Mürrisch sah der zum Fenster. „Unsinnt!“, brummelte er vor sich hin. „Ein Leutnant! Aber kein Bauer!“

Draussen sass sich Jürgen nach Christine um. Er fand sie im Gemüsetagen, wo sie eben vor den Buschbohnen kniete. Er sah aber wohl, dass sie nach ihm herüberguckte.

„Du wolltest doch mit mir an den Strand gehen, Christine!“

Frau Tormöhlen und Donat trafen mit Christine und Jürgen vorm Hause zusammen. Schon auf dem ganzen Weg war das Mädchen von einer quacksilberigen Fröhlichkeit erfüllt gewesen, so dass Jürgen sie immer wieder entzückt ins Auge gefasst hatte. Nun eilte sie auf Frau Tormöhlen zu.

„Tante Marianne! Du mußt mit an den Strand! Ich habe mich frei gemacht, obwohl wir das ganze Haus voll von Arbeit haben. Du kannst es auch! Dein Besuch wird schon ein Auge zudrücken, wenn das Essen etwas weniger gut schmeckt als sonst!“

„Natürlich, du kommst mit, Mutter!“ Sie schüttelte lachend den Kopf.

Da legte sich Donat ins Mittel. „Wenn Sie sich nicht so Hals über Kopf entschliessen können, bleibe ich bei Ihnen. Jürgen und Fräulein Peters können vorausgehen, und wir kommen in einer kleinen Stunde nach. Vor Mittag ist keine Zeit, baden kann also niemand, und es handelt sich nur um einen Spaziergang. Den Sie jeden Augenblick abbrechen können. Ist es so richtig?“

Marianne sah einen Augenblick nachdenklich vor sich hin. Wie gerne wäre sie diesem vernünftigen Vorschlag gefolgt. Sie versprach sich eine unterhaltsame Stunde mit dem Oberleutnant, der gut zu sprechen und auch gut zuzuhören verstand. Aber die Teilung in zwei Paare gefiel ihr nicht.

„Nein, Herr Donat. Gehen Sie schon mit voraus, und holen Sie Fräulein Haywegs ab. Ich verspreche Ihnen, in einiger Zeit komme ich nach.“

„Grossartig, Mutter! Du wirst ja ganz jugendlich!“ Frau Tormöhlen errötete und ging lachend ins Haus.

„Nur noch das Badezeug!“

„Ohne Wasser?“

„Wir werden ein Sonnenbad nehmen!“

So standen die drei nach kurzer Zeit vor dem Hause des Lehrers, der um diese Zeit Schule hielt. Man konnte durch die offenen Fenster des Klassenzimmers seine Stimme hören. „Ja, das heisst du gut maakt. Leidschen, denn seit di man wedder dat un lat Hinnerk mal vertellen, wat he von de lütjen Katekers weet.“

Christine lachte laut auf. „Weisst du noch wat von de lütjen Katekers te vertellen. Jürgen? Wie lange ist das her, dass uns Heino Cordes danach gefragt hat!“

(Fortsetzung folgt)

Schwerpunkte der Erzeugung im deutschen Machtbereich

AGENT+
G WERK+BÄCKEREI ANLA
52
Niederlanden:
Joh. H. v. d. Meiden, Amersfoort
ngwerk, Amersfoort